

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

25–26/2010 · 21. Juni 2010



## Zukunft der Erinnerung

*Jan Philipp Reemtsma*

Wozu Gedenkstätten?

*Volkhard Knigge*

Zur Zukunft der Erinnerung

*Harald Welzer*

Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis

*Dörte Hein*

Virtuelles Erinnern

*Carlos Kölbl*

Historisches Erinnern an Schulen

*Thomas Großbölting*

Die DDR im vereinten Deutschland

*Tobias Winstel*

Der Geschichte ins Gesicht sehen

## Editorial

Mit dem Ende der unmittelbaren Zeitzeugenschaft der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft über Deutschland und weite Teile Europas sowie mit der Historisierung des Nationalsozialismus steht die demokratische Erinnerungskultur vor einem tief greifenden Wandel. Wie künftig erinnern? Welchem Zweck kann historisches Erinnern an die Verbrechen der Diktaturen des 20. Jahrhunderts dienen? Was ist daraus für eine universale Menschenrechtserziehung zu lernen?

Eine Modernisierung der erinnerungskulturellen Praxis scheint vonnöten. Es gilt zukunftsorientierte Antworten zu finden, welche über die klassische historisch-politische Bildung mit dem Ethos eines „Nie wieder“, über Anklage, Dokumentation der Verbrechen und würdiges Totengedenken hinausweisen. Es geht um eine demokratische Zivilgesellschaft der Zukunft, die sich über den dünnen Firnis der Zivilisation bewusst ist. Noch am Ende des 20. Jahrhunderts belegten die Ereignisse im zerfallenden Jugoslawien oder die Massaker in Ruanda deren Fragilität. Nicht rückwärtsgewandtes Erinnern oder gar Opferkonkurrenz, sondern die Sensibilisierung für eine permanente Gefährdung könnten in den Fokus einer pluralen, vielleicht sogar transnationalen Erinnerungskultur rücken.

Nicht nur unter Jugendlichen unterstützt „virtuelles Erinnern“ in der digitalen Welt zunehmend die klassischen Aufklärungsmedien wie Printprodukte und *Oral History*. Die Zukunft der Erinnerung liegt auch in crossmedialen Formaten sowie in Konzepten etwa für „Event-Museen“. Zudem stellen die migrationsbedingten Veränderungen der Gesellschaftsstruktur den Geschichtsunterricht vor neue Herausforderungen: Die Gesellschaft wird heterogener. In manchen deutschen Großstädten weisen bereits nahezu die Hälfte der Erstklässler einen „Migrationshintergrund“ auf.

*Hans-Georg Golz*

Jan Philipp Reemtsma

# Wozu Gedenkstätten?

Die Praxis der Gedenkstätten ist seit den 1980er Jahren ein anerkannter Sektor der Kulturpolitik. Das gilt für die den Verbrechen

**Jan Philipp Reemtsma**  
Dr. phil., geb. 1952; geschäftsführender Vorstand des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS); Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Hamburg; HIS, Mittelweg 36, 20148 Hamburg. [vorstandsbuero@his-online.de](mailto:vorstandsbuero@his-online.de)

des Nationalsozialismus gewidmeten Gedenkstätten, aber man kann dasselbe von jenen sagen, die den Verbrechen des DDR-Regimes gewidmet sind. „Sieht man vom 1952 eingerichteten Dokumentationsraum in der Gedenkstätte Plötzensee, einer Erinnerungsstätte bürgerlichen deutschen Widerstandes und weniger einer Erinnerungsstätte an deutsche Verbrechen, ab“, schreibt Volkhard Knigge, Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, „dann ist die 1965 in Dachau eingerichtete Dauerausstellung die erste bedeutende Ausstellung in der Bundesrepublik überhaupt“ gewesen. Bis in die 1980er Jahre hinein habe das Ob, die Frage der „politischen Durchsetzbarkeit gegen nicht selten heftigste Widerstände“, im Vordergrund gestanden.<sup>1</sup>

Seither, so Knigge, gehe es um die Auseinandersetzung um ausstellungstheoretische Konzeptionen – mit denen ich mich hier nicht befassen will. Ich möchte vielmehr fragen, worauf der nunmehr handlungsleitende Konsens eigentlich beruht. Man streitet nicht mehr um das Ob, man lebt im Konsens – wie ist der beschaffen? Die Antwort auf diese Frage wird stets das Wort „Erinnern“ – oder ein Synonym oder einen Appell „gegen Vergessen“ – enthalten: Erinnert muss werden, erinnern hat eine imperativische Semantik. Doch was soll am Erinnern positiv sein? Erinnern wie Vergessen sind menschliche Eigenschaften, die weder gut noch schlecht sind, sondern beide dazu gehören, das Leben zu bewältigen. Mehr noch: Zum Erinnern gehört Vergessen notwendig hinzu. Die Erinnerung ist ein Selektionsmechanismus: Man sortiert nach wichtig und unwichtig. Weniges wird überhaupt bewusst

wahrgenommen. Weniger wird ins Kurzzeitgedächtnis aufgenommen. Noch weniger wird längerfristig, kaum etwas als biographisch bedeutsam ein Leben lang erinnert. Erinnerung setzt Vergessen voraus. Erinnern per se für etwas Gutes zu halten ist Unsinn.

Gern wird dieser Unsinn mit psychoanalytischem Vokabular garniert: „Für das Erinnern, gegen das Verdrängen.“ Doch Verdrängung ist nichts Schlechtes. Wenn ein Mensch von einem Erlebnis überfordert ist, wenn er nicht in der Lage ist, ihm einen Platz in seinem Seelenhaushalt zuzuweisen, macht er zuweilen von seiner Fähigkeit Gebrauch, es zu verdrängen, es aus dem Gedächtnis zu streichen: Es ist so gut, als wäre es nie gewesen. Das funktioniert oft nicht spurlos, das Ereignis bleibt, unbewusst, präsent, und diese Präsenz macht sich durch Symptombildung bemerkbar – so jedenfalls die psychoanalytische Theorie. Der Sinn der psychoanalytischen Kur liegt darin, den originalen Sinn, die authentische Erinnerung wieder bewusst zu machen und mit ihr den Zusammenhang von ursprünglichem, verdrängtem Ereignis und Emotion. Was ist das Ziel solcher Bewusstwerdung? Eben nicht der, dass das Leben hinfort um jene Erinnerung kreise: im Gegenteil. Das Ziel der außerhalb des psychoanalytischen Kontextes nur um den Preis des Sich-lächerlich-Machens sogenannten Erinnerungsarbeit ist – im besten Fall – das Vergessen. Im Normalfall ist es die Herabstimmung der Bedeutung des Ereignisses auf einen Normallevel, in jedem Fall die Durchdringung von Bewusstsein und Unbewusstem von der Einsicht: Es ist vorbei. Es bedeutet nichts mehr.

Der Imperativ „Du sollst erinnern!“ hat damit offensichtlich nichts zu tun, eher schon mit einem psychischen Mechanismus, der gern mit Verdrängung verwechselt wird: der Verleugnung. Wenn man über die nationalsozialistische Vergangenheit spricht und von Verdrängung redet, müsste man fast immer „Verleugnung“ sagen: Das Verleugnete

*Gekürzte und durchgesehene Fassung eines Beitrags, der zuerst in Mittelweg 36, (2004) 2, der Zeitschrift des HIS, erschien. Er beruht auf einem Vortrag bei der Bürgerstiftung schleswig-holsteinische Gedenkstätten ([www.gedenkstaetten-sh.de](http://www.gedenkstaetten-sh.de)), gehalten 2003.*

<sup>1</sup> Volkhard Knigge, Gedenkstätten und Museen, in: ders./Norbert Frei (Hrsg.), Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, Bonn 2005, S. 402f.

ist nicht aus dem Gedächtnis verschwunden, es wird wohl erinnert, nur ist es nicht in einer Weise präsent, die wir für angemessen halten. Es handelt sich bei der Verleugnung um eine Diskrepanz zwischen dem, was übereinstimmend als Tatsache anerkannt wird, und dem Ausbleiben einer von anderer oder dritter Seite als angemessen angesehenen emotionalen Konnotation dieser Tatsache. „Du sollst nicht verleugnen!“ ist zwar richtig, aber wer sagt denn, dass es sich um eine Verleugnung handelt? Vielleicht ist ja die Aufgeregtheit desjenigen, der von Verleugnung spricht, das Problem.

## Dokumentationsort und Friedhof

Gegen Verleugnung des Geschehenen war die, wenn man sich so ausdrücken will, Protophase der Gedenkstätten gerichtet. „Museen und Gedenkstätten zur Bewahrung der Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen gründen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern selbst, genauer gesagt in deren Untersuchung und öffentlichen Präsentation als Tatorte – im kriminalpolizeilichen wie im juristischen Sinn – durch die Alliierten. (...) Deutsche sollten mit den Verbrechen, die sie begangen oder mitzuverantworten hatten, konfrontiert werden.“<sup>1</sup> An diesen Zweck knüpfte die Formsprache der ersten Gedenkstätten an: Sie dokumentierten, um die Verbrechen zu belegen. Die Gegenwart der Konzentrations- und Vernichtungslager (diese Unterscheidung und letzterer Begriff mussten erst gefunden werden und sich durchsetzen), schien zunächst im diffusen Schreckensbild „des Krieges“ aufzugehen. Eine auch nur halbwegs ernsthafte juristische Antwort auf die Verbrechen gab es nicht – erst der internationale Druck nach dem Eichmann-Prozess erzwang sie. Da das Bemühen um die Errichtung und den Betrieb von Gedenkstätten an den Orten der Lager in der Bundesrepublik gegen Widerstände aller Art durchgesetzt wurde, lag es auf der Hand, dass hier die Formsprache der Dokumentation im Sinne der Beweissicherung fortgeführt wurde. Man bewahrte etwas, das man mehrheitlich nicht ansehen und in seiner Bedeutsamkeit nicht wahrnehmen – kurz: etwas, das man im Grunde nicht wahrhaben wollte. Gegen diesen Konsens des Nicht-wirklich-Wahrhaben-

<sup>1</sup> Ebd., S. 398.

Wollens, der Verleugnung im erläuterten Sinne, richteten sich die Gedenkstätten.

Und sie dienten einem weiteren Zweck: Sie waren Friedhöfe. Orte, wo die Überreste der Gestorbenen, Verkommenen, Ermordeten verscharrt, vergraben, verbrannt, verstreut sind – der Ort ihres Todes, der Ort, an den die Überlebenden gehen konnten, um ihrer Kameraden zu gedenken. Die westdeutsche Zögerlichkeit, an den Orten der Lager Orte zu errichten, an denen dies unter würdigen Umständen möglich sein konnte, ist eine besondere Rohheit gewesen. Auf einen Friedhof gehen die Überlebenden, die Nachkommen in einem familiären oder übertragenen Sinn, und es werden, das ist bei realen wie bei imaginären Familien so, im Laufe der Jahre und Generationen weniger. Wo es solche Traditionen nicht gibt, verfallen die Friedhöfe und werden Orte, zu denen irgendwann niemand mehr geht. Solche Orte aber sollen die Gedenkstätten nicht sein. Nie sind Gedenkstätten nur Friedhöfe gewesen. Die Orte sollen zugleich etwas anderes sein, etwas, das über die engagierte Erinnerung der sich als Nachkommen Fühlenden hinausreicht, ein Ort für „kommende Generationen“ und für die kommenden Generationen „aller Nationen“.

Damit ist der Zweck der ersten Gedenkstätten, Orte der Dokumentation zu Beweis Zwecken (in Deutschland für Deutsche) zu sein und persönliche Gedenkstätte für die Überlebenden und die Nachkommen, bereits transzendiert. Hier wird etwas postuliert wie ein Menschheitserbe, das über Zeit und Ort hinausreicht, das sozusagen nicht mehr in der Geschichte steht, sondern seinerseits Geschichte definiert, die sich ihm zuordnen soll. Aber – ob wir uns solchem Pathos nun nahe fühlen oder nicht – wie ist das eigentlich zu verstehen? Denken wir an Erinnerungsorte anderer Art. Zum Beispiel Kriegerdenkmäler: Auch sie sind Orte, an denen sich Hinterbliebene versammeln können. Auch das würde aufhören, wenn die besonderen Namen, die auf dem Denkmal goldunterlegt eingegraben sind, niemandem mehr etwas sagen. Aber das Denkmal selber soll dem Ort noch weiterhin etwas sagen; vielleicht, dass eine künftige Generation im Kriegsfall ebenso leichtem Herzens ins Feld ziehen möge, wie das von den Gefallenen behauptet wird. Oder auch nur, dass sie versichert sein sollen, dass auch ihrer einst gedacht werden wird. Jedenfalls dient das Denkmal

zur Sinnstiftung vor Ort. Dem durchreisenden Touristen sagt es nichts, er kennt dergleichen von zu Hause, dort bewegt es ihn, im anderen Land respektiert er es allenfalls.

Ein Gedenken schlechthin ist schwer vorstellbar. Aber ebendies wird im Zusammenhang mit den Gedenkstätten verlangt. Jedenfalls heutzutage. Die NS-Gedenkstätten in der DDR dienten einem anderen Zweck. Sie ähnelten weit mehr dem Zweck der Kriegerdenkmäler. Sie waren zur moralischen Sinnstiftung da, sie definierten Tradition, so „das 1945 auf dem Gelände des ehemaligen Häftlingslagers Buchenwald eingerichtete ‚Museum des Widerstands‘, dessen Ausstellung mittels des Leitmotivs ‚durch Sterben und Kämpfen zum Sieg‘ die DDR als das aus dem kommunistischen Widerstand heraus geborene, bessere Deutschland legitimieren sollte“.<sup>1</sup> Da ein entsprechendes Geschichtsverständnis im Westen fehlte, konnten den Gedenkstätten solche sinnstiftenden Aufgaben nicht zugeteilt werden. Wenn wir auf diese Form der Gedenkstätten zurückblicken, empfinden wir Unbehagen. Wir sagen, das Gedenken sei instrumentalisiert worden. Dabei ist es nicht nur so, dass wir, etwa aus Abneigung gegen das DDR-Regime, dem wir diese Legitimationsstrategie nicht zubilligen, nur diese spezielle Instrumentalisierung nicht akzeptieren, sondern dass jede Instrumentalisierung zu einem bestimmten politischen Projekt auf unsere, emotional stark grundierte, Skepsis stößt. Es sei denn, eine Instrumentalisierung (die wir dann allerdings nicht so nennen), die sich direkt auf das Geschehen, dem die Gedenkstätten gewidmet sind, bezieht, dient einer Politik des „Nie wieder!“, also der historischen Aufklärung mit dem Ziel der Herausbildung politischer und/oder psychischer Resistenzen gegen Diskriminierung, Rassenhass, Antisemitismus, politische Intoleranz. Auch hier bekommt das Gedenken etwas beinahe Tautologisches: Es bezieht sich auf die Ereignisse, deren gedacht werden soll, und soll explizit nicht über sie hinausweisen, sondern nur eine Art historischer Verlängerung in die Zukunft darstellen.

Dass dieses Zeit, Raum und eingegrenzte Personenkreise überschreiten sollende Gedenken nicht aus dem Sinn der Gedenkstätten, ein Friedhof zu sein, hervorgeht, ist klar.

<sup>1</sup> Ebd., S. 401.

Noch offensichtlicher aber ist, dass er auch nicht aus dem Zweck, Ort der Beweiserhebung zu sein, hervorgeht. Beweiserhebungen sind irgendwann abgeschlossen. Der Fall ist bekannt, es ist klar, wer Täter und Opfer sind, die Täter sind bestraft – oder haben sich der Bestrafung entzogen. An die Stelle der Beweissammlung tritt allenfalls die des Kriminalmuseums. Auch wenn wir eine Ahnung davon haben, Zeuge welchen Leides solche Orte gewesen sind, so ist doch unsere emotionale wie intellektuelle Verbindung zu ihnen lose. Vor allem: Ihr Besuch steht uns frei, er ist Teil der Freizeit, der touristischen Neugier. Das ist zwar faktisch auch bei den NS-Gedenkstätten der Fall (jedenfalls dann, wenn wir nicht einer Schulklasse angehören, die einen obligatorischen Besuch im Rahmen des Geschichts- oder Gemeinschaftskundeunterrichts absolvieren müssen), aber unsere Haltung während des Besuches sollte eine andere sein – getragen von wenigstens einer Ahnung dieser besonderen, wenn auch schwierig zu formulierenden Bedeutung des Ortes.

## Sakraler Ort

Das ist der *Modus der Sakralität*. Der sakrale Ort ist nicht unser Objekt, sondern wir sind seines; nicht er muss seine Existenz vor uns rechtfertigen, sondern wir unsere Lebensmodalitäten vor ihm. Und dies kann eben einer Kombination von Anklage und Totengedenken nicht erwachsen sein. Tatsächlich ist ihm ein vielerorts zunächst verweigertes angemessenes Totengedenken vorangegangen. Und die Praxis der Dokumentation hatte mit der tatsächlichen Ahndung der Verbrechen nichts zu tun. Wie immer man zur Verfolgung der unter der NS-Diktatur begangenen Verbrechen stehen mag, für wie vermeidbar man die unbestrittenen Defizite halten mag – jedenfalls war sie mit der Sicherungsarbeit der Gedenkstättenpraxis allenfalls zufällig verbunden. Es gab keine gesellschaftlich relevante Praxis, keinen politisch dominierenden Diskurs, aus der und dem die Gedenkstättenpraxis hätte hervorgehen können. Insofern könnte man zu dem Schluss kommen, die Sakralisierungspraxis sei schlicht das Ergebnis der Umstände gewesen: Aus der Kombination des Fehlens einer akzeptablen Begründung und der Überzeugung, dass das, was man tat, von großer Wichtigkeit sei, ergab sich die Atmosphäre einer in sich selbst ruhenden Begründung.

Spätestens hier wird eine Einrede laut: Die Gedenkstätten in West und Ost sind mittlerweile Orte sehr genauer und kompetenter Rekonstruktion der Vergangenheit – der Vergangenheit der Orte, die heute Gedenkstätten sind, und der deutschen Vergangenheit, welche die Lager hervorgebracht hat. Sie sind Teil der Historiographie des Nationalsozialismus geworden und haben als solche mit Sakralisierung nicht das Geringste zu tun. Außerdem hat sich an diese lokale Historiographie ein vielfältiges geschichtspädagogisches Bemühen angeschlossen. Hier wird nicht nur an Emotionen appelliert, sondern erläutert, erzählt, kontextualisiert und ein Raum für politische Diskussion eröffnet.

All das ist richtig. Und ist doch kein Einwand gegen das Ausgeführte. Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Wäre ich Geschichts- oder Gemeinschaftskundelehrer, würde ich wahrscheinlich auch eine Reise zu einer Gedenkstätte machen und eine Unterrichtseinheit dazu konzipieren – wenn ich auch möglicherweise nur mit denen fahren würde, die wirklich wollen, dem Leistungskurs etwa. Ich würde allerdings keinerlei direkte didaktische Nutzenanwendung aus solchem Besuch ziehen – soll heißen: über den der Informationsvermittlung hinaus. Ich halte die Idee, man könnte erfolgversprechend vor Gegenwärtigem warnen, wenn man zeigt, wohin das einmal geführt hat, für nicht besonders gut. Leute zu diskriminieren und zu quälen ist auch dort stets verwerflich gewesen, wo keine Gefahr bestand, dass es zu einem Massenmord ausarten könnte. Ganz absurd aber wird das pädagogische Bemühen dort, wo Gedenkstätten etwas sein sollen wie Orte der Umkehr, an denen junge Menschen, die sich im Diskriminieren, Schikanieren und Quälen hervorgetan haben, lernen sollen, wo das hinführt. Man sollte nicht vergessen, dass man in den Gedenkstätten den Besuchern das Einzige vorführt, was im Nationalsozialismus verlässlich geklappt hat: das systematische Quälen und Ermorden von Menschen. Warum eigentlich sollte jemand, der Spaß daran findet, Menschen zu quälen, solche Orte nicht attraktiv finden?

## Geschichtsdeutung

Was die Geschichtsschreibung in Form von Ausstellungen in Gedenkstätten angeht, so wird man sagen müssen, dass sie gerade dort

an historiographischer Qualität gewonnen haben, wo sie sich von dem besonderen Anspruch des Ortes, an dem sie zu sehen sind, zwar nicht freigemacht haben, aber doch so konzipiert worden sind, als müssten sie auch ohne die sie umgebende Aura bestehen können. Ich habe den Ausdruck „sakral“ benutzt. Knigge spricht von „Läuterungsräumen“: „Ausgesprochen oder unausgesprochen ging es (...) darum, wie man den Opfern Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der subkutanen Tradierung von NS-Einstellungen sowie Wahrnehmungsmodi brechen und die deutsche Gesellschaft von nach wie vor vorhandenen NS-Schlacken reinigen könnte. Ausstellungen waren so gesehen weniger Medien der Information als vielmehr Evokationen des Verlegneten, Bekenntnisse, Läuterungsräume, politische Stellungnahmen und Erziehungsinstanzen (...).“<sup>†</sup> Auch dort, wo die Verantwortlichen für das, was in den Gedenkstätten zu sehen ist, ihre Arbeit anders, akademischer etwa definieren, bleibt sie doch moralisch-sinnstiftend konnotiert, weil es die Vergangenheitsvergegenwärtigung, die sie darstellt, selber ist: weil eben Erinnerung an sich gut ist, weil wir Erinnerung brauchen, weil wir – das Zitat von Santayana stellt sich unweigerlich ein –, wenn wir die Vergangenheit nicht erinnern, gezwungen sind, sie zu wiederholen.

Doch warum sollte es so sein? Selbst als missverstandene Psychoanalyse stimmt es nicht. Vergangenheit regiert uns nicht aus dem Grab, und die Vorstellung, wir müssten sie durch Namensnennung gleichsam bannen, ist Aberglaube. Die Vergangenheit birgt für sich genommen keine Lektionen. „The historical past“, so Tzvetan Todorov, „like the natural order, has no intrinsic meaning, and by itself it produces no values at all.“<sup>‡</sup> Die Orte des Gedenkens an die Ermordeten, die man den Überlebenden als Orte des Gedenkens lange verweigert hatte, die Orte der Dokumentation ohne gesellschaftliche Rechtsfindungspraxis, die sie als unabdingbare Bestandteile integriert hätte, sind heute mit einer Art Auftrag befrachtet, dem das, was in den Gedenkstätten geschieht, umso weniger gerecht werden kann, als er gar nicht explizit ist, sondern nur in dem unbefragten Wert besteht, dem man der Existenz der Gedenkstätten zuspricht, ohne ihn zu

<sup>†</sup> Ebd., S. 404.

<sup>‡</sup> Tzvetan Todorov, *Hope and Memory. Lessons from the Twentieth Century*, Princeton 2003, S. 165.

begründen. Jeder pädagogische Auftrag wird fragwürdig, wenn man ihn in diesem Zusammenhang näher zu bestimmen versucht; von jeder Geschichtsschreibung verlangt man hier mehr, als sie nach unserem Verständnis leisten kann: nämlich Sinn zu stiften.

Doch wann geschichtliche Katastrophen nachhaltige Erschütterungen im Selbstgefühl der von ihnen Betroffenen auslösen, welche Ausdrucksform solche Erschütterungen finden – darüber wissen wir nichts, was sich verallgemeinern ließe. Wir wissen, dass die Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg eine Kritik der menschlichen Grandiositätsvorstellungen mit sich gebracht hat; in der Folge dieser durch Sokrates repräsentierten Kritik ist mit Platon die abendländische Philosophie entstanden. Wir wissen auch, in welcher Weise die Krise des Welt- und Menschenbildes in der Folge des Dreißigjährigen Krieges in der Literatur repräsentiert wurde: im Immer-wieder-neu-Besingen der Unbeständigkeit des menschlichen Lebens. Man wird indes kaum sagen können, die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges sei in der Literatur des Barock „verarbeitet“ worden. Dennoch kann man sagen, dass die deutsche Literatur des Barock der Ort gewesen ist, an dem sich die Erschütterungen ablesen lassen, die Krieg, Krankheit und Massentod bewirkt haben. Wo wäre die äquivalente Repräsentanz des „zweiten Dreißigjährigen Krieges“, wie die Zeit von 1914 bis 1945 von Historikern genannt worden ist? Wir finden weder in der Literatur noch in der Malerei oder anderen Kunstformen ein ähnlich insistentes Sich-drehen um ein Thema wie im Barock.

Aber wir finden in der Historiographie und in ihrer öffentlichen Wirkung ein ähnliches Phänomen: „Mit geradezu neurotischem Eifer durchforschen immer neue Generationen deutscher Wissenschaftler auch noch die winzigsten Verästelungen der NS-Zeit“, formulierte seinerzeit der Abgeordnete des Deutschen Bundestages, Martin Hohmann, zum Tag der Deutschen Einheit 2003. In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ wurde ihm von Patrick Bahners geantwortet: „Es kann nicht die Rede davon sein, daß die heutige Generation der Zeithistoriker die Arbeit ihrer Vorgänger dupliziert. Die Metapher von den Verästelungen, die allenfalls noch unerforscht wären, führt in die Irre. In Wahrheit ist das Hitlerreich in wesentlichen Hinsichten

immer noch terra incognita. Wie zuletzt die Rezensionen des vierten Bandes von Hans-Ulrich Wehlers Gesellschaftsgeschichte gezeigt haben, streiten die Gelehrten nach wie vor sogar darüber, ob die wichtigste Entscheidung der zwölf Jahre, die Anordnung der Ermordung der europäischen Juden, überhaupt von Hitler persönlich getroffen worden ist.“

Die bloße Tatsache einer solchen Kontroverse ist bezeichnend. Wäre es denkbar, dass jemand beim Erscheinen eines neuen Bandes über den Investiturstreit oder einer neuen Alexander-Biographie verbal auf den Tisch schlüge und sagte, nun sei es aber genug? Wäre es auf der anderen Seite denkbar, dass jemand antwortete und sagte, es sei das Hochmittelalter oder der Zusammenbruch des Persischen Reiches leider immer noch Terra incognita, weil die Gelehrten sich nach wie vor über Wichtigstes nicht einig seien? Man würde den Kontrahenten bedeuten, so sei Geschichtsschreibung nun einmal: Sie sei nie zu Ende. Es gebe immer neue Aspekte, immer neue Erfahrungen, unter denen die Vergangenheit sich neu darstelle – und manchmal gebe es sogar neue Quellen. Aber die Geschichte des Nationalsozialismus lässt sich so abgeklärt nicht besprechen. Was hier stattfindet, ist nicht einmal Vergangenheitspolitik. Dass die Entschlussbildung zur sogenannten Endlösung die wichtigste Entscheidung der zwölf Jahre des Nationalsozialismus sei, wäre in den 1950er Jahren so umstandslos nicht formuliert worden, ebenso wenig die Feststellung, dass Auschwitz das zentrale Ereignis des vergangenen Jahrhunderts sei.

Es geht also um Geschichtsdeutung im Sinne einer Selbstdeutung: Wir wollen der Geschichte entnehmen, wer wir sind und was wir hoffen können. Ist das übertrieben? Wann wurde zum ersten Mal die Forderung nach einem Schlussstrich erhoben? Sehr kurze Zeit nach 1945, von einem Linken, Alfred Andersch, der zudem eine politische Einheitsfront von ehemaligen Wehrmachtssoldaten und KZ-Häftlingen für eine gute Idee hielt. Seit jener Zeit rhythmisieren Schlussstrichbegehren die westdeutsche Geschichte – und der Umstand, dass sich stets herausstellt, wie weltfremd sie sind. Die ARD beschließt, die TV-Serie „Holocaust“ im Regionalprogramm zu zeigen, mit dem Argument, die Bevölkerung wolle von dem Thema nichts mehr wissen. Das Plebiszit an den Fernsehschirmen zwingt die

Serie ins Erste. Im Jahre 1995 meinten manche, die endgültigen, offiziellen Formeln für Holocaust und Weltkrieg seien gefunden, und dann werden die Tagebücher Victor Klempe- rers veröffentlicht, Daniel Goldhagens „Hit- lers willige Vollstrecker“ macht Furore, und die sogenannte Wehrmachtausstellung be- ginnt ihren Weg. Die Wünsche der einen wie die Befürchtungen der anderen erwiesen sich als weltfremd.

Eine Hypothese mit Blick auf jene hun- dert Jahre zwischen Westfälischem Frieden und dem Auftreten der nachbarocken Lite- ratur wäre, dass es um Generationenabfol- gen geht, innerhalb derer das Nah- und Fern- sein bestimmter Ereignisse, die Bedeutung für die Sicht auf das eigene Leben bestimmt wird. Wenn das so ist, so folgt daraus zweier- lei. Einmal die Antwort auf die immer wieder gestellte Frage, wie lange die NS-Themen die deutsche Öffentlichkeit noch beschäftigen werden: wahrscheinlich noch ungefähr ein halbes Jahrhundert. Zweitens der Rat, sich immer wieder nicht als Subjekt, sondern als Objekt dieses Prozesses zu betrachten. Ein wenig von dieser Geisteshaltung scheint sich dort zu zeigen, wo jemand sagt, die Debatte um das Berliner Mahnmal für die ermordeten Juden Europas gehöre zum Mahnmal selbst. Das wurde selten so deutlich wie in der De- batte um die Beteiligung oder Nichtbeteili- gung der Degussa. Arnulf Baring hat in einer Fernsehdiskussion beinahe resigniert gesagt, so sei es nun einmal mit der deutschen Ge- schichte jener Jahre: Wo immer man grabe, finde man etwas. Wäre es nicht die Degussa, wäre es eine andere Firma gewesen. Das ist richtig. Aber es darf nicht zur Ausrede miss- raten. Verantwortlich bleibt man für das, was man tut. Dass es kein richtiges Leben im fal- schen gibt, ist keine Entschuldigung für je- manden, der sich nicht zu benehmen weiß.

## Bewusstsein und Scham

Unter der Perspektive der mit den vergehen- den Generationen vergehenden und mit Re- flexion und Emotion gefüllten Zeit – was wären die Gedenkstätten, so wenig gewollt am Anfang, so emphatisch für notwendig gehalten heute, so sakral in ihrer Begrün- dung und so unsakral und wissenschaftlich orientiert dort, wo sie gut betrieben werden? Sie sind Orte, an denen festgehalten wird,

worum es in dieser Zeit geht. Orte, an denen das spezifische Dilemma der „Erinnerung“ deutlich wird: dass es um etwas wie Sinn- suche oder -stiftung geht, und dass gleich- zeitig die mentale Tätigkeit, an die solche Sinnbedürfnisse gerichtet werden – die Ge- schichtsschreibung –, nicht in der Lage ist, sie zu erfüllen.

Wer das Buch von Christopher Browning über „Die Entfesselung der ‚Endlösung‘“<sup>16</sup> liest, das so etwas wie einen Konsens der NS- und Holocaust-Forschung darstellt, wird eine Beobachtung machen. Das Buch rekonstru- iert „die Entscheidungsbildung zur Endlö- sung“ als einen durchaus nicht geraden Weg, der durch unterschiedliche Faktoren gebahnt wurde: eine radikal antisemitische politische Führung; eine antisemitische Gefolgschaft, der es nur natürlich war, wenn Maßnahmen in erster Linie auf Kosten von Juden gingen; einen immer stärker werdenden Konsens, dass es die Aufgabe Deutschlands sei, für sich und später für Europa das „Judenproblem“ zu lösen; das Hinfälligwerden bestimmter Lö- sungsversuche wie Vertreibungen aller Arten durch Besetzung immer größerer Territorien in Europa; die Identifizierung des Judentums mit dem politischen und territorialen Haupt- feind, der Sowjetunion, und die im Vernich- tungskrieg beginnenden Massentötungen; schließlich das zunehmende Verschwinden von Hemmungen, Menschen, die man ent- rechtet, gequält, verjagt hatte, nun auch noch zu töten, systematisch mit Gas schließlich, nachdem man es mit Gewehren und Spaten bereits massenhaft getan hatte.

Das Buch zeichnet nach, dass das, was von uns mit dem Wort Dan Diners als „Zivilisa- tionsbruch“ bezeichnet wird, von seinen Be- treibern nie als Bruch angesehen worden war. Jede Eskalation der Tat ergab sich irgendwie aus der vorherigen. Die Eskalation vom Boy- kott jüdischer Geschäfte bis zur Selektion auf der Rampe von Auschwitz war eine einzige Abfolge von Grenzüberschreitungen – sol- chen, welche die Akteure nicht wahrnahmen. Es ist nicht das Ergebnis der Quellen, der his- torischen Bestandsaufnahme, die Grenzen zu markieren, die so energisch überschritten wurden, es sind unsere normativen Vorgaben, die uns Grenzen sehen lassen, wo die Mörder keine sahen – es ist unser Erschrecken über

<sup>16</sup> München 2003.



die Leichtigkeit, sie zu ignorieren, das uns auf ihrer Existenz bestehen lässt.

Insofern geht der historische Rückblick in der Nutzenanwendung für die Gegenwart nicht auf. Nicht nur deshalb nicht, weil das Lernen aus der Geschichte ohnehin eine fragwürdige Angelegenheit ist, nicht nur darum, weil derjenige ein sonderbarer Mensch wäre, der erst aus der Anschauung der Überreste der Lager lernte, dass eine diskriminierende Handlung in der Gegenwart moralisch nicht zu billigen sei. Genaugenommen hat die NS-Vergangenheit gerade wegen des fast alle politischen Gruppierungen übergreifenden Konsenses ihrer verbrecherischen Natur besonders wenig Lernwert. „Wo lernt man heute noch in der Schule“, hat Wolfgang Thierse vor ein paar Jahren, auf dem Höhepunkt der Welle fremdenfeindlicher Gewalttaten, gefragt, „dass man keine Menschen anzündet?“ Das lernt man nicht in der Schule, das lernt man genaugenommen gar nicht, sondern das weiß man. Und wenn man es nicht weiß, lernt man es auch nicht mehr, sondern man lässt es dann, wenn man damit nichts zu gewinnen hat, auch keinen heimlichen Beifall, sondern nur zu verlieren, seine Freiheit nämlich.

Es ist das historisch Besondere, das sich so sehr der Anwendung sperrt. Und es ist dennoch das historisch Besondere, das uns drängt, es zu dokumentieren, zu analysieren – manches tatsächlich immer wieder neu – und Orte, die für diese Besonderheit stehen, zu Orten der Dokumentation und Analyse zu machen. Hierbei ist die Rede in der ersten Person Plural insofern metaphorisch, als mit ihr nicht einmal Mehrheiten behauptet werden. Aber auch die Gedichte von Gryphius hat nur eine Minderheit gelesen, und doch sind sie als hervorragende Zeugnisse eines Zeitbruchs in unserer Tradition aufgehoben. Auch für die Gedenkstätten – wozu sie errichtet worden sind, was aus ihnen werden soll – interessiert sich nur eine Minderheit. Aber diese Minderheit hat ihr Interesse durchgesetzt, als wäre es das aktive der Mehrheit, die es doch nur hat geschehen lassen. Darauf kommt es aber an. Es ist vielleicht ausreichend, dass etwas, ich möchte es nicht „Erinnerung“ nennen, bewahrt wird, und dieses Etwas bedarf sowohl der historischen Forschung, die zwar nicht vergangenheitspolitisch abstinent sein soll, aber sein darf, die sich in ihrem Ziel, zu dokumentieren und zu

analysieren, was der Fall gewesen ist, von keinem Sinnbedürfnis abhängig machen darf.

Dieses Etwas sollte wohl Bewusstsein heißen, Bewusstsein von der Fragilität unserer Zivilisation. Man zeige jemandem, der sich bisher noch nicht sonderlich mit der Geschichte des Nationalsozialismus beschäftigt hat, eine Karte Europas, in welche die Lager, die Vernichtungslager, Konzentrations- und Arbeitslager, wenn möglich mit wenigstens einem Teil der Nebenlager eingezeichnet sind. Eine große Karte, die mit vielen, sehr vielen kleinen Punkten übersät ist. Deutschland hat Europa mit seinem System der Lager überzogen. Mit Orten, die der Qual, der Sklaverei und dem Mord gewidmet waren. Mit Orten wie Majdanek, die dazu da waren, die größtmögliche Zahl von Menschen schnellstmöglich zu ermorden; wie Auschwitz, das alle Funktionen der Lager in sich vereinte: politischen Terror auszuüben, mit Sklavenarbeit Industrien zu betreiben und Menschen zu ermorden, weil sie einer Gruppe angehörten, die nicht mehr auf der Welt sein sollte. Eine Stadt, die man dem Tod gegründet hatte. Ein System der Urbanisierung des Todes und der Qual. Für diese Information steht jede einzelne Gedenkstätte.

Wo vor wenig mehr als fünfzig Jahren dies die Wirklichkeit war, leben wir heute. Wo immer wir leben, haben wir es nicht weit zu einem Lager oder einem, mehreren Nebenlagern. Das sagt uns die Karte: räumliche – und das fügt unser Leben hinzu: zeitliche – Nachbarschaft zu dieser Verwandlung eines Kernlandes der europäisch-atlantischen Zivilisation in einen gigantischen Schindanger. Dort haben wir – je nach Generationenangehörigkeit – gelebt, auf diesem Boden sind wir geboren worden. Es geht nicht um Erinnerung, es geht um das Bewusstsein einer Gefährdung, von der man weiß, seit man weiß, dass es eine Illusion war, zu meinen, der Zivilisationsprozess sei unumkehrbar, von der man also weiß, dass sie immer aktuell bleiben wird. Und es geht um etwas, das ich eine bis in die anthropologische Substanz gehende Scham nennen möchte. Eine Scham, die, abgelöst von der Schuldfrage, jeden ergreift, der sich ergreifen lässt. Bewusstsein und Scham – dafür, dass beides geweckt und geübt werde, sind die Gedenkstätten da. Nicht nur sie, aber insbesondere sie.

# Zur Zukunft der Erinnerung

Die folgenden Überlegungen zur Zukunft der Erinnerung haben ein doppeltes Anliegen. Zum einen verstehen sie

## Volkhard Knigge

Dr. phil., geb. 1954; Honorarprofessor für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit an der Universität Jena; Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, 99427 Weimar-Buchenwald. buchenwald@buchenwald.de

sich als rettende Kritik an Erinnerungskultur als gesellschaftlichem Projekt der selbstkritischen Verständigung über Geschichte, insbesondere über die Geschichte und Nachwirkungen des Nationalsozialismus in Deutschland.

Zum anderen skizzieren sie eine aus dieser Kritik hervorgehende Neuorientierung. Von Erinnerung bzw. Erinnerungskultur wird deshalb am Ende nicht mehr die Rede sein, wohl aber von reflektiertem Geschichtsbewusstsein als Ausgangspunkt für eine Zivilgeschichte der Zukunft.

Dass ein langjähriger Protagonist der institutionalisierten Erinnerungskultur für einen bewussten Abschied vom Paradigma der Erinnerung plädiert, mag auf den ersten Blick überraschen, gelten doch gerade die Verantwortlichen in Gedenkstätten in besonderer Weise als Sachwalter und Treuhänder von Erinnerung, als diejenigen, die Erinnerung wach halten und zukunftsfest machen. Allerdings könnte man bereits hier ins Stutzen kommen. Denn Erinnerung, so allgemein formuliert, verschleiert, dass Gedenkstätten nicht *eine* Erinnerung repräsentieren, sondern Kristallisationspunkt zahlreicher und keineswegs einheitlicher Erinnerungen sind. Überlebende der Lager haben ihre je eigenen Geschichten und Erfahrungen, die sich mit denen anderer Überlebender zwar berühren, kreuzen oder überschneiden können, die aber deshalb doch nicht identisch sind. Zudem haben Überlebende – wie alle Menschen – ihre Geschichten auf eigene, manchmal anderen ähnliche, aber nicht zwingend gleiche Weise verarbeitet und gedeutet wie auch im Licht neuer Erfahrungen oder ver-

änderter Verhältnisse re-rekonstruiert und re-interpretiert.

Dass menschliches Erinnern bei aller Rückgebundenheit an Erfahrungen kein bloßes Widerspiegeln ist, sondern immer auch gegenwartsverhaftete und zukunftsgerichtete Konstruktion, ist eine Binsenweisheit. Wenn also Gedenkstätten Erinnerungen weitergeben, dann in dem Sinn, dass sie als gewichtigen Teil ihrer Arbeit erfahrungsgeschichtliche Zeugnisse sammeln, quellenkritisch aufbereitet dokumentieren und für die kritische Auseinandersetzung mit Staats- und Gesellschaftsverbrechen – gerade aus Sicht der Opfer – nutzen und zur Verfügung stellen. Dass mit quellenkritisch aufbereiteten, kontextualisierten erfahrungsgeschichtlichen Quellen empfindliche Lücken der Überlieferung geschlossen werden können und zu Opfern gemachte Menschen mittels ihrer Zeugenschaft zugleich ihren Subjektstatus zurückerobern und festigen, bedarf keiner Erklärung. Die Selbstgenügsamkeit von Erinnerung hingegen, ihre Abkopplung von geschichtswissenschaftlicher Forschung und methodisch fundierter Vernunft, ihre Transformation in unhinterfragbare historische Offenbarung hingegen ist entweder naiv oder bahnt politischen Religionen und deren hohen Priestern den Weg. Mit historischer Selbstverständigung und handlungsorientierender, kritischer historischer Selbstreflexion auf humane Gegenwart und Zukunft hin hat solches Erinnern nichts zu tun.

Der Umstand, dass es zu überraschen vermag, wenn ein Protagonist der öffentlichen Erinnerungskultur für einen bewussten Abschied vom Erinnerungsparadigma plädiert, um dessen historische Substanz zugleich zu bewahren, wird darüber hinaus durch die erhebliche Diskrepanz befördert, die zwischen moderner Gedenkstättenarbeit und einem Großteil öffentlicher Erinnerungskultur besteht. Denn im öffentlichen Diskurs wird Erinnerung zunehmend als moralisch aufgeladene, eher diffuse Pathosformel gebraucht, als sei Erinnerung als solche bereits der Königsweg zur Bildung von kritischem Geschichtsbewusstsein, als stehe Erinnern als solches bereits für gelingende Demokratie- und Menschenrechtserziehung. Aus dem Blick gerät dabei nicht zuletzt, dass historisches Erinnern in der Geschichte eher dem Gegenteil, nämlich immer wieder hoch ag-

gressiven Zwecken, gedient hat und weiterhin dient, etwa in Gestalt der Verortung und Verstärkung von Feindbildern oder der Begründung und Anheizung angeblich ausstehender Rache und Revanche. *Clashes of Memory* lassen sich nicht nur in Post-Bürgerkriegsgesellschaften wie Spanien oder zerfallenen Staaten wie dem ehemaligen Jugoslawien beobachten, sie finden sich, wenn auch unterschiedlich aggressiv oder entzweierend, in allen Gesellschaften. Anders gesagt, Erinnern und Erinnerungen sind weder a priori friedfertig noch moralisch. Sie sind sich darüber hinaus zunächst selbst genug und deshalb als solche nur schwer – oder mit Macht – zu verallgemeinern. Sie zielen nicht automatisch auf historische Aufklärung, und auch die Addition von Erinnerungen bedeutet nicht zwangsläufig historisches Begreifen.

Die wegweisenden Neukonzeptionen der ehemaligen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR – wie Buchenwald oder Sachsenhausen – nach 1990 haben sich deshalb weniger an Konzepten von Erinnerung als vielmehr an erfahrungsorientiertem, forschenden Lernen orientiert, etwa an Konzepten partizipativer, niederschwelliger Museumsarbeit. In dieser Perspektive, die an vor allem in den 1980er Jahren geführte Diskussionen um Gedenkstätten als arbeitende Institutionen, als Lernorte anknüpfen konnte, gelten Gedenkstätten als geschichtswissenschaftlich fundierte Institutionen anwendungsbezogener Forschung und historischen Lernens, als Orte historisch-politischer, ethischer Bildung mit einem gewissen Andachtscharakter. Sie verstehen sich als zeithistorische Museen mit eigentümlichen, ihrer Geschichte als ehemalige nationalsozialistische Konzentrationslager entspringenden Eigenschaften, die sie bei aller Gemeinsamkeit von klassischen Geschichtsmuseen unterscheiden. Denn im Gegensatz zu diesen sind sie als Denkmale aus der Zeit sowohl Tat- und Leidensorte wie auch – konkret und symbolisch – Grabfelder und Friedhöfe. Zudem haben Gedenkstätten nach wie vor humanitäre Aufgaben.<sup>1</sup> Auch wenn diese Merkmale his-

<sup>1</sup> Die in der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Gedenkstätten zusammengeschlossenen großen Gedenkstätten in der Bundesrepublik Deutschland haben ein entsprechendes Selbstverständnis im November 1997 veröffentlicht. Es hat im Jahr 2000 Eingang in die Gedenkstättenförderkonzeption des Bundes gefunden.

torisches Lernen im engeren Sinn übersteigen und dessen Verbindung mit Gedenken ebenso einfordern wie ermöglichen, stehen sie zum Lernen an und aus der Geschichte nicht zwingend im Gegensatz. Vielmehr lassen sie sich mit solchem Lernen bereichernd verbinden: Denn die Verknüpfung von kognitiven und affektiven Zugängen zur Vergangenheit intensiviert Auseinandersetzungsprozesse. Schließlich braucht Gedenken Wissen. Mehr noch, mit dem endgültigen Schwinden direkter erfahrungsgeschichtlicher Verbindungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit kann Gedenken überhaupt erst aus nachträglich erarbeiteten Erkenntnissen folgen. Ohne solche reduziert es sich auf oberflächliche Rituale und vordergründige Betroffenheit oder verkommt gar zur gefühlig verbrämten (geschichts-)politischen Manipulation.

## Befund

Das Erlöschen unmittelbarer Erfahrungsgeschichte in Bezug auf Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg, populär gefasst als Abschied von den Zeitzeugen, intensiviert die Frage nach der Zukunft der Erinnerung. Zugleich droht dieser Abschied – der als Feststellung wie als Topos öffentlicher Rede eine bereits mindestens fünfzehnjährige Geschichte hat<sup>2</sup> – aber auch, zukunftsrelevante Fragestellungen in Bezug auf demokratische Geschichtskultur und die Entwicklung reflektierten Geschichtsbewusstseins zu verstellen. Denn Abschied von der Erinnerung steht für mehr als die Herausforderung, Ersatz für „Lebensgeschichten als Argument“ zu schaffen. Vielmehr bedarf es einer umfassenden begrifflichen und methodischen Weiterentwicklung historischen Lernens aus der Geschichte des extremen 20. Jahrhunderts, wenn die mit Erinnerung einmal gemeinten selbstkritischen, Geschichtsbewusstsein bildenden, Lebenspraxis orientierenden Impulse gewahrt und fortgeführt werden sollen.

Einerseits ist es gelungen, in der Bundesrepublik negatives Gedächtnis<sup>3</sup> als staatlich

<sup>2</sup> Der Topos findet sich bereits 1995 im Zusammenhang mit den fünfzigsten Jahrestagen der Befreiung der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager.

<sup>3</sup> Negatives Gedenken – den Inhalten, nicht den Zielen nach – meint die Bewahrung eines öffentlichen, selbstkritischen Gedächtnisses an von den Eigenen

geförderte, öffentliche Aufgabe zu etablieren und zu einer Ressource für demokratische Kultur und diese fundierende Lern- und Bildungsprozesse zu machen. Dieser Erfolg verdankt sich ganz wesentlich innergesellschaftlichen Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik ab Ende der 1950er Jahre um die NS-Vergangenheit und deren Nachwirkungen; Debatten und Auseinandersetzungen, die ab Ende der 1970er Jahre auch in die Gedenkstättenbewegung einmündeten. Diese Auseinandersetzungen – verstanden als gesellschaftlich folgenreiche, empirische, wissen-wollende und Rechenschaft fordernde Aufarbeitung der Vergangenheit – gingen dem Bildungsprojekt voraus oder begleiteten es, verliehen ihm unmittelbare Relevanz und praktisch nachvollziehbare Evidenz und Plausibilität. Erinnerung hatte in diesem Zusammenhang eine spezifische, vor allem an die Beteiligengeneration gerichtete Bedeutung. Denn die Aufforderung, sich zu erinnern, wendete sich gegen das ubiquitäre Beschweigen und Ableugnen der NS-Verbrechen, stand gegen die hohle, aber hartnäckige Behauptung: Davon haben wir nichts gewusst. Erinnern hieß in diesem Kontext, sich und anderen die ganze Wirklichkeit des nationalsozialistischen Deutschlands einschließlich der eigenen Rolle darin einzugestehen und individuelle wie gesellschaftliche Konsequenzen zu ziehen. Dieser semantische, direkt mit der nationalsozialistischen Erfahrung verbundene Kern ist weitgehend in Vergessenheit geraten. An seine Stelle ist ein Erinnerungsbegriff getreten, der mit und in zugleich schiefer Adaption von Pierre Noras Konzept der Erinnerungsorte ein vor-, wenn nicht antimodernes Konzept des Umgangs mit Vergangenheit vorantreibt: Erinnerung als Identität und Gemeinschaft stiftendes Erzählen von Vergangenheit jenseits methodisch reflektierten, begrifflich bedachten Durcharbeitens.

Aufarbeitung der NS-Vergangenheit als Überwindung ideologischer und gesellschaftlicher Kontinuitäten nach 1945, Aufarbeitung der Vergangenheit als gesellschaftliches Lernen durch damit verbundene Konflikte war im Kern ein generationelles Projekt; es ist als

an Anderen begangenen Staats- bzw. Gesellschaftsverbrechen und die damit verbundene Verantwortungsübernahme einschließlich des Ziehens praktischer Konsequenzen.

solches – auch auf Grund seines politischen Erfolgs – weitgehend zu Ende gegangen. Sein Ende bedeutet den eigentlichen Epochen-schnitt und ist nicht weniger folgenreich als der Abschied von den unmittelbaren Zeugen. Mit letzteren gehen gewichtige Veto-Instanzen gegen politisch leichthändige Indien-stnahmen und historisch wie moralisch schiefe Vergleiche oder unzulässige Verallgemeinerungen und Analogisierungen verloren. Mit letzteren schwinden Menschen, deren Geschichte in besonderer Weise berührt und mit denen Geschichte als lebendige Erfahrung in die Gegenwart hineinreichte und unmittelbare Anteilnahme und Auseinandersetzung einforderte.

Mit der Generation Aufarbeitung<sup>f</sup> schwindet nicht nur der zentrale gesellschaftliche Akteur dieses Projekts, das Projekt selbst ändert seinen Aggregatzustand, ja, es hat ihn längst geändert. Diese Änderungen bleiben weitgehend ausgeblendet: zum einen auf Grund des Zeitzeugenbooms mit Beginn der 1990er Jahre, zum anderen durch die forcierte Entwicklung des Ausbaus der KZ-Gedenkstätten nach der Vereinigung der beiden Deutschlands 1990. Denn erst der unabweisliche Bedarf für eine Neukonzeption der an die Bundesrepublik übergegangenen ehemaligen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR und die damit einhergehende staatliche Verpflichtung hat zur Sicherung und zum angemessenen Ausbau der KZ-Gedenkstätten in ihrer heutigen Form geführt. Der karge Ausbau von Gedenkstätten wie Dachau, Bergen-Belsen, Flossenbürg oder Neuengamme spricht eine deutliche Sprache: Waren in Buchenwald 1990 gegen einhundert Menschen beschäftigt, waren es in Dachau kaum fünf.

Jüngere erleben die Bundesrepublik zu Recht nicht mehr als praktische Aufarbeitung fordernde, postnationalsozialistische Gesellschaft. Kaum camouflierte nationalsozialistische Lehrer sind ihnen ebenso fremd wie das Fortwirken nationalsozialistisch geprägter Mentalität oder Elitenkontinuitäten vor

<sup>f</sup> „Generation“ ist hier eher metaphorisch gemeint. Weder handelt es sich um eine, noch soll behauptet werden, dass alle jeweiligen Mitglieder sich das Projekt Aufarbeitung zu eigen gemacht hätten. Als Metapher zielt der Begriff auf eine Gemeinsamkeit der Beteiligten: ihre erfahrungsgeschichtliche Verbindung mit dem Nationalsozialismus, seinen Aus- bzw. Nachwirkungen.

und nach 1945. Eine zumeist von Älteren angemahnte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit tritt ihnen überwiegend als Erinnerungsimperativ bzw. als institutionalisierte Praxis in Studium, Geschichtsunterricht, Gedenkstätten, Denkmälern und Gedenktagen entgegen und begegnet ihnen in Gestalt massenmedialer oder öffentlich habitualisierter Redundanzen und Kümmerformen wie etwa Gedenkstättenpflichtbesuchen, rhetorischen Codes, visuellen Klischees oder vordergründiger Symbolpolitik. Mit diesem Wandel verbunden sind Erosionen historischer Neugier und gleichsam unmittelbar gegebener lebensweltlicher Relevanz, aber auch Glaubwürdigkeitsdefizite und eine Verschiebung von der Zivilgesellschaft zu staatlichen Regulierungen von Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit – mit allen Vor- und Nachteilen. Christian Meier spricht bereits vom „Gedenkwesen“.<sup>15</sup>

Anders gesagt: Aus dem einstigen Vorhaben, mittels kritischer Selbstreflexion nationalsozialistischer Vorgeschichte mehr Demokratie und demokratische Haltungen praktisch zu erwirken, ist tendenziell ein von kritischer Selbstvergewisserung und transzendierender gesellschaftlicher Praxis abgekoppeltes Lehrvorhaben geworden: vergangenheitsgefärbtes, eher formales, auch scholastisches Demokratielernen. „Wer aus der Vergangenheit nicht lernt, versteht weder die Gegenwart, noch wird er die Zukunft bewältigen ...“ – solche formelhaften Sätze zitieren zwar auch Jüngere gelegentlich gerne, aber es ist zu befürchten, dass sie dabei eher die hilflose Rhetorik der Älteren imitieren. Wie jedes Trockenschwimmen ist solch vergangenheitsgefärbtes Demokratielernen von Monotonie, Langeweile und dem Ruch der Folgenlosigkeit und Wirklichkeitsferne bedroht.

Mit diesem Wandel verbinden sich darüber hinaus nicht nur unzulänglich diskutierte didaktische und methodische Fragen, sondern das so verfasste Lernvorhaben trägt auch zunehmend kompensatorische bzw. affirmative Züge: kompensatorische Züge dort, wo es sich vornehmlich an demokratieferne oder demokratieabstinente Jugendliche als angeblich alleinigem Gefährdungspotential demokratischer Verhältnisse adressiert und die darüber

<sup>15</sup> Christian Meier, Zum deutschen Gedenkwesen, in: Norbert Lammert (Hrsg.), Erinnerungskultur, Sankt Augustin 2004, S. 21–42.

hinausgehenden mentalen und strukturellen Gefährdungen demokratischer Gesellschaftlichkeit außer Acht lässt, etwa in Gestalt xenophober, antisemitischer oder (proto-)rassistischer Haltungen in der Mitte der Gesellschaft oder forciertem Sieger-Verlierer-Denken mit sozialdarwinistischer Grundierung. Affirmativ-teleologisch droht das vergangenheitsgefärbte Demokratielernen zudem dort zu werden, wo die demokratische Entwicklung der Bundesrepublik spätestens mit der Vereinigung von 1989/90 als wesentlich abgeschlossen gilt, mit der Konsequenz, dass nur mehr der Status quo zu festigen sei. Das ist gleichsam die bundesrepublikanische Variante eines selbstgenügsamen *Post-Histoire*, das Lernen aus der Geschichte als obsolet erscheinen lässt bzw. entsprechende Aufforderungen in das schiefe Licht in sich widersprüchlicher Double-Bind-Kommunikation taucht.

Wohin das führt, lehren die Geschichte der DDR und die SED-Geschichtspolitik. Noch 1989 veranlasste die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald eine Jugendstudie zur Wirkung ihrer Arbeit. Angestoßen worden war sie durch die nicht mehr zu übergehende alltägliche Erfahrung, junge Menschen kaum mehr zu erreichen. Die nie zur Veröffentlichung vorgesehene Untersuchung erbrachte drei Befunde, die uns warnen sollten. Zum einen verwies sie auf den Verschleiß der immer gleichen Formeln und Rituale und damit indirekt auch auf den Zusammenhang zwischen mehr oder minder deutlich eingeforderten (Lippen-)Bekennnissen und Desinteresse. Zum anderen machte sie die Folgen eindimensionaler, unkritischer staatlicher Selbstpositivierung in Verbindung mit geschichtsteleologischer Zwangsläufigkeit deutlich. Warum sollen wir uns, fragten sich jüngere Gedenkstättenbesucher nämlich, diese Geschichte überhaupt etwas angehen lassen, wenn die „Wurzeln des Faschismus“ in unserem Land bereits ein für alle mal ausgerottet worden sind, faschistische Gefahr nur noch im Anderswo, im Westen, droht und der Sieg des Kommunismus geschichtsgesetzlich verbürgt ist?<sup>16</sup> Warum und wofür sollte man un-

<sup>16</sup> Vgl. Wilfried Schubarth, Historisches Bewusstsein und historische Bildung in der DDR zwischen Anspruch und Realität, in: Werner Henning/Walter Friedrich (Hrsg.), Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende, Weinheim-München 1991, insbes. S. 27 ff.

ter solchen Voraussetzungen überhaupt aus der Geschichte lernen und Verantwortung für ihre Entwicklung übernehmen?

Den hier umrissenen Verschiebungen entspricht die schleichende Transformation kritischer historischer Selbstreflexion in Gedächtnis- bzw. Identitätspolitik seit Mitte der 1980er Jahre. Sollten mit Gedächtnis- und Identitätspolitik zunächst vor allem Vertrautheitsschwund und Entheimungserfahrungen im Prozess technisch beschleunigter Moderne durch Rückgriff auf symbolisch bewahrte Traditionen und die kulturelle Revitalisierung von Erinnerungsorten, Geschichtsbildern oder Mythen symbolisch nur mehr kompensiert werden,<sup>17</sup> haben sie darüber hinaus mit der deutschen Vereinigung zunehmend nationale Züge und Funktionen angenommen. Zu den Folgen gehören eine Entkopplung von kritischer Geschichtswissenschaft und Gedächtnisformierung, die vormoderne Mythisierung von Geschichte als Summe individueller Erlebnisse und Erinnerungen, die Behauptung eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen a priori kalter, unauthentischer Geschichtsschreibung und a priori authentischer Zeitzeugenschaft, das Verschleifen der Grenzen von Erinnerungskultur und -politik, die tendenzielle Reduktion von Erinnerungskultur auf historisch entkernte Pietät jenseits empirisch gehaltvoller Auseinandersetzung mit den Ursachen von Staats- und Gesellschaftsverbrechen als dem Kern präventiver Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und schließlich die Fokussierung auf bloße Abstandsermessung zwischen Damals und Heute, nicht aber deren reflexive Verknüpfung und Analyse. Lernen an negativer Vergangenheit reduziert sich schnell auf moralische Appelle, überhistorisches Existentialisieren bzw. Anthropologisieren – Welt und Menschen sind und waren immer schon schlecht – oder die Akklamation von Bürger- und Menschenrechten im gleichsam luftleeren Raum. Nicht zuletzt aber entschwindet ein empirisch gehaltvolles, reflektiertes Bewusstsein der Verzahnung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So wie die Gegenwart meint, sich von der Vergangenheit umfassend distanzieren zu können, schafft sie Zukunft jenseits technischen Wandels und funktionaler Modernisierung gleichsam ab. Lernen aus der Geschichte wird zum Glasperlenspiel.

<sup>17</sup> So insbes. Hermann Lübke und Odo Marquard.

Dabei muss nicht zuletzt verwundern, wie unbedacht einer Kollektivierung von Erinnerungen im Namen des antitotalitären Konsenses das Wort geredet wird, geradezu so, als gehörte nicht gerade die Uniformierung noch des Innersten und Subjektivsten zu den von George Orwell in seiner totalitarismuskritischen negativen Utopie „1984“ beschriebenen Alpträumen. Insofern Erinnerungen in unaustauschbaren Erfahrungen gründen, lassen sie sich, ohne diesen Erfahrungen Gewalt anzutun, eben gerade nicht kollektivieren. Statt Erinnerungskollektive zu behaupten, sie also rhetorisch, sozial oder politisch zu konstruieren, ließe sich vernünftigerweise nur nach überindividuellen Rahmenbedingungen für historische Erinnerungen und Sinnbildungen als Anknüpfungspunkte für subjektverbundenes und zugleich transpersonales Geschichtsbewusstsein fragen.

## Perspektiven

Hier muss ansetzen, wer Erinnerung – verstanden als Metapher für die kritische, handlungsorientierte Auseinandersetzung mit den negativen Horizonten eigener Geschichte – bewahren will. An die Stelle des leerlaufenden Erinnerungsimperativs tritt die Bildung reflektierten Geschichtsbewusstseins als Resultat begreifen wollender Auseinandersetzung sowohl mit Quellen und Überresten, als auch – an sie rückgekoppeltem – Durcharbeiten historischer Erinnerungen. Zukunft gewinnt Erinnerung nicht durch Erinnerungsübertragung, sondern durch ihre Erschließung als historische Quelle und als Lerngegenstand. Reflektiertem Geschichtsbewusstsein wird Erinnerung selbst historisch verstehens- und deutungsbedürftig.

Geschichtsbewusstsein in diesem Sinn begreift die extreme Geschichte des 20. Jahrhunderts als unermessliches Reservoir für eine ebenso plastische wie konkrete Auseinandersetzung mit allen Formen politisch, gesellschaftlich und kulturell verursachter Menschenfeindlichkeit, ihren Keimformen und ihren Folgen. Umgekehrt fragt die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte aber auch – nicht zuletzt mit Blick auf die Zeit ab 1945 – nach aus solchen Erfahrungen gewachsenen Konzepten und Praktiken politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegenhandelns, dessen Begründung, Umset-

zung und auch Institutionalisierung – etwa in Formen des Rechts oder der historisch-politischen Bildung –, national wie transnational. Ihr Gegenstand ist nicht die Vergangenheit als solche, sondern die daran genährte Entfaltung einer Geschichte der Zivilität als Zivilgeschichte der Zukunft.

Um diese Zivilgeschichte zu entfalten und mitzugestalten, bedarf es ebenso der Suche nach Zukunft in der Vergangenheit wie der antizipierenden Auseinandersetzung mit technologisch, politisch, soziokulturell oder ökonomisch generierten Gefährdungen menschlicher Zukunft. Ursachenforschung wie die Ermittlung von Alternativen und Gegenkonzepten greift dabei notwendig deutlich über das 20. Jahrhundert hinaus, und zwar sowohl im Sinne einer Archäologie des individuell und überindividuell Inhumanen und seiner Bedingungen wie der Spuren liegengebliebener, uneingelöster, veränderter oder enteigneter Zivilität in der Geschichte, verstanden etwa als Verbürgung leiblicher Unversehrtheit, eines menschenwürdigen Lebens, der solidarischen Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen oder der Verpflichtung zu gewaltfreier Konfliktaustragung. Einen frühen Bundesgenossen findet solche Auseinandersetzung mit Geschichte in Montaigne, der unter dem Eindruck der verheerenden Religionskriege seiner Zeit den Kern solchen historischen Lernens umrissen hat: „Ich (...) lerne von Gegenbeispielen mehr als von Beispielen, und weniger durch Nachvollziehen als durch Fliehen. (...) Meine Abscheu vor Grausamkeit zieht mich stärker zur Barmherzigkeit hin, als es deren leuchtendste Vorbilder je bewirken könnten. Was sticht, berührt uns tiefer und macht uns wacher, als was uns streichelt. Die jetzige Zeit vermag uns nur durch ihre Abkehr von ihr zu bessern: durch Nichtanpassung mehr als durch Anpassung, durch Widerspruch mehr als durch Zustimmung.“<sup>18</sup>

Erschließung und Entwicklung solcher Zivilgeschichte zielen auf die Bildung einer geschichtsbewussten *citoyenneté* (aktive Bürgerschaft) durch Aneignung und Bearbeitung historischer Erfahrungen und Handlungsfolgen. Insofern unterscheiden sie sich sowohl vom bloßen Einlernen formaler de-

<sup>18</sup> Michel de Montaigne, *Essais*. Drittes Buch, Frankfurt/M. 1998, S. 462.

mokratischer Strukturen wie von historisch entkonkretisierten Verpflichtungen auf abstrakte Moral. Vielmehr fußen auch universelle Konsequenzen, etwa die Verpflichtung auf Bürger- und Menschenrechte, im historisch Besonderen, Plastisch-Anschaulichem und transzendieren es gerade dadurch. Von überkommenen, romantischen Vorstellungen einer naturhaft-emanzipatorischen Kraft der Geschichte, insbesondere einer Geschichte „von unten“, unterscheidet sich solche Zivilgeschichte insofern, als sie ohne geschichtsteleologische Illusionen auf allen Ebenen des Politischen, Sozialen und Kulturellen nach Ansätzen und uneingelösten Potentialen für Zivilität sucht und kein apriorisches historisches Subjekt postuliert, das allein zu solcher *citoyenneté* fähig wäre. Die etablierten Formen des Gedächtnisses sind ihr Bezugs- und Orientierungspunkte; aber nicht im Sinne fixierter Traditionen oder ewig gültiger Repräsentationen sondern im Sinne von zeitgebundenen Deckerinnerungen, die auch auf ihre verbewussten, latenten Gehalte mitbefragt und dadurch gleichsam wieder verflüssigt werden müssten, auch auf lebensweltliche Erfahrungen und Anschlussmöglichkeiten in der Gegenwart hin.

Nimmt man – um einen Gegenstandsbe- reich zu wählen – mit dem Nationalsozialismus verbundene Kernerfahrungen und Handlungsfolgen ernst, dann zeichnen sich beispielsweise als Arbeitsfelder einer solchen Zivilgeschichte folgende ab: politische und soziokulturelle Formen der Stabilisierung bzw. Destabilisierung der Grundsolidarität mit dem Menschen als Mensch; die gesellschaftliche Verursachung von Angst, deren Folgen und Überwindung; Würde, Selbstachtung und Partizipation; Strukturen und Dynamik sozialer und kultureller Exklusion und Inklusion; Vertrauen und Gewalt. Im Blick auf den Stalinismus ließe sich unter anderem als Arbeitsfeld der Zusammenhang von diskursiver Konfliktaustragungsunfähigkeit und Gewalt als Medium gesellschaftlicher Entwicklung und Steuerung hinzufügen.

Allerdings fände die Entfaltung einer Geschichte der Zivilität als Zivilgeschichte der Zukunft ihre Gegenstände nicht nur in den beiden zentralen, weil folgenreichsten Diktaturgeschichten des 20. Jahrhunderts, der deutschen und der sowjetisch-russischen. Die Unrechts- und Gewaltgeschichte geht in diesen

nicht auf. Deshalb operiert eine Geschichte der Zivilität mit potentiell offenem, nationalgeschichtlich nicht eingeschränktem Untersuchungshorizont, schlägt aber nicht alles über einen Leisten und bleibt historischer Konkretion und dem jeweils Besonderen, Spezifischen der einzelnen Geschichten verpflichtet. Denn erst die uneingeschränkte, selbstkritische Anerkennung und Auseinandersetzung mit inhumaner Gesittung und menschenfeindlicher Praxis in der eigenen Geschichte nährt Zivilität und demokratische Kultur nachhaltig. Erst sie erlauben die glaubwürdige, anteilnehmende Öffnung auf die Verhältnisse und Erfahrungen Anderer hin.

Die empirisch gehaltvolle Bearbeitung von Themenfeldern wie den oben genannten in Verbindung mit Gegenwarts- und Zukunftsfragen diene nicht nur der Gewinnung von Wahrnehmungs-, Urteils- und Handlungskompetenzen, sondern zielte durch sie hindurch auf die Historizität – und damit Veränderbarkeit und Gestaltbarkeit – eigenen Lebens. Zugespitzt formuliert, gegen verbreitete Gefühle der Nichtigkeit, des Überflüssig- und Abgehängtseins ginge es nicht zuletzt darum, Lebensgeschichten – im Sinne kultureller Vergesellschaftung und Inklusion – die Rückkopplung an Geschichte zu ermöglichen; nicht zuletzt im Sinne nachträglicher Erwirkung von Subjektivität und reflexiver Identität<sup>P</sup> als Voraussetzungen solidarischer Bewältigung – bzw. Vermeidung – entgleisender Geschichte im Zeitalter der Globalisierung. Zivilgeschichte der Zukunft in diesem Sinne fände, wie gesagt, essentielle Anstöße in nationaler Geschichte, ginge in dieser aber notwendig nicht auf. Sie hätte nicht nur eine inhaltliche Seite, sondern fundierte sich zugleich in methodischen Kompetenzen des kritisch-rationalen Umgangs mit Überlieferung. Sie überschritte das rein Kognitive durch die Ausbildung überlieferungsverbundener historischer Vorstellungskraft als Voraussetzung konkreter Empathie und uneingeschränkter Mitmenschlichkeit, verstanden als Bewahrung der Grundsolidarität mit dem Menschen als Mensch.

<sup>P</sup> Im Gegensatz zu zugeschriebener, über traditionale oder anders vorgegebene Identifikationsmuster einbahnstraßenartig gebildete, starre, auf politische Orthopädien gegründete Identität.

Harald Welzer

# Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis

Die deutsche Erinnerungskultur zielt über die Vermittlungen des Geschichtsunterrichts, der politischen Bildung, der Gedenkstättenpädagogik, der Medien und des weiten pädagogischen Feldes der *Holocaust Education* auf eine historisch-moralische Bildung ab, die zum einen Nationalsozialismus und Holocaust historisch verständlich machen, zum anderen Persönlichkeiten bilden soll, die sich gegenüber massen- oder völkermörderischer Gewalt widerständig verhalten können. Erklärte Erziehungsziele sind das Einüben von Demokratiefähigkeit und die Entwicklung von Zivilcourage.

**Harald Welzer**

Dr. phil., geb. 1958; Sozialpsychologe; Professor und Direktor des Center for Interdisciplinary Memory Research am Kulturwissenschaftlichen Institut, Postfach 102745, 45027 Essen. [harald.welzer@kwi-nrw.de](mailto:harald.welzer@kwi-nrw.de)

Diese erinnerungspolitische Zielformulierung teilt die Bundesrepublik mit einer Reihe europäischer wie nichteuropäischer Staaten. Ihren gleichsam offiziellen Gründungsakt erfuhr diese erinnerungskulturelle Perspektivierung mit der internationalen Holocaust-Konferenz, die im Januar 2000 in Stockholm stattfand. Gemeinsam mit den USA, Großbritannien, Israel und Deutschland hatte Schweden 1997 die *Task Force on International Cooperation* ins Leben gerufen, die unter anderem jene Konferenz initiierte, bei der sich Vertreterinnen und Vertreter aus 45 Ländern in Stockholm trafen. Die Teilnehmenden kamen aus der Politik, der Wissenschaft, aus Institutionen der pädagogischen Geschichtsvermittlung sowie aus Organisationen von Überlebenden des Holocaust. Am letzten Konferenztag wurde eine Erklärung verabschiedet, in der sich die Beteiligten unter anderem dazu verpflichteten, „Erziehung, Gedenken und Forschung über den Holocaust zu fördern“, „der Opfer des Holocaust zu geden-



ken und die zu ehren, die sich dagegen verhalten haben“.

Dieser Gründungsakt einer transnationalen Erinnerungskultur fiel in den meisten europäischen Ländern mit einer neuen Geschichtsbezogenheit zusammen, in deren Zentrum der Holocaust, der Zweite Weltkrieg, die Vertreibungen und schließlich auch die Kollaboration standen und noch stehen. Der Generationenroman erlebt eine europäische Renaissance, Geschichtsfeatures haben ebenso Hochkonjunktur wie die Figur des Zeitzeugen, und eine ganze Generation wurde neu erfunden, die der „Kinder des Weltkriegs“, die heute im Rentenalter sind und sich auf die Suche nach den Ursachen ihrer „frühen Traumatisierungen“ machen. Es hat sich ein Kult des Leidens und der Opferschaft zu etablieren begonnen, der Ansprüche an eine eigene, dann wieder nationale Erinnerung am besten zu begründen scheint.

In diesem Spannungsfeld universalistischer und nationaler Erinnerungen ist Erinnerungspolitik zu einem immer wichtigeren politischen Handlungsfeld geworden. Bezugnahmen auf gefühlte und reale Vergangenheiten haben weit reichende Folgen für die Begründung kultureller und sozialer Zugehörigkeiten und wirken sich auf die Verhandlung politischer Positionen aus. Zudem ergibt sich die Frage, ob ein „europäisches Gedächtnis“ zwingend für einen gelingenden Integrationsprozess ist oder ob das künftige Europa ohne eine solche mentale Gemeinschaftsstiftung auskommt bzw. auskommen muss, weil seine Erinnerungslandschaft zu heterogen und pluralistisch ist. Nach wie vor kommt dem Zweiten Weltkrieg bzw. der deutschen Besatzung in den meisten europäischen Ländern eine herausragende Bedeutung zu, wenn es darum geht, die eigene Identität und den daran gebundenen Wertekonsens zu bestimmen.<sup>1</sup> Die tragischen Ereignisse um den diesjährigen Jahrestag des Massakers von Katyn legen davon beredtes Zeugnis ab.

<sup>1</sup> Vgl. Harald Welzer (Hrsg.), *Der Krieg der Erinnerung. Zweiter Weltkrieg, Kollaboration und Holocaust im Europäischen Gedächtnis*, Frankfurt/M. 2007; Helmut König/Julia Schmidt/Manfred Sicking (Hrsg.), *Europas Gedächtnis*, Bielefeld 2008; Richard Ned Lebow/Wulf Kansteiner/Claudio Fogu (eds.), *The Politics of Memory in Postwar Europe*, Durham-London 2006.

## Nationale und transnationale Erinnerungskulturen

Fragen der Tradierung von Geschichte und die Konstruktion von Vergangenheitsbildern haben stets eine wichtige Rolle für die Selbstvergewisserung von Individuen, gesellschaftlichen Gruppen, Institutionen von Herrschaft, Staaten und Nationen gespielt. Dies wird besonders in Umbruchzeiten deutlich, wenn Herrschaftsansprüche und Mechanismen zur Herrschaftsstabilisierung aus neu oder wieder „erfundenen Traditionen“ begründet und mit einer neu konstruierten Geschichte abgesichert werden.<sup>2</sup> Gegenwärtig lassen sich zwei scheinbar gegenläufige, einander jedoch bedingende und prägende Tendenzen beobachten: erstens eine Neuverhandlung und Neubestimmung nationaler Geschichtserzählungen, zweitens die Öffnung nationaler Geschichtsschreibung hin zu einer transnationalen bzw. globalisierten Perspektive.<sup>3</sup>

Die Neubewertung der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs, der Besatzungszeit, der Kollaboration, der Vertreibung und des Widerstands gehört zu den zentralen Themen öffentlicher Diskurse in allen europäischen Gesellschaften. Das verwundert nicht: Der Umstand, dass alle westeuropäischen Gesellschaften inzwischen Einwanderungsgesellschaften sind, bringt die Notwendigkeit der Entwicklung einer transnationalen Erinnerungskultur mit sich. Die osteuropäischen Transformationsgesellschaften haben erhebliche Selbstvergewisserungsbedürfnisse und sind auf der Suche nach einer integrativen Geschichte, wobei es hauptsächlich Opfernarrative sind, die diese Suche anzuleiten scheinen. In den westeuropäischen Gesellschaften, die ihrem Selbstverständnis nach nicht von ähnlich tief greifenden Transformationen gekennzeichnet sind, scheint das erhöhte Bedürfnis nach Selbstvergewisserung über die Vergangenheit eher die Folge einer erheblichen Unsicherheit in Bezug auf die Zukunft zu sein – die sich angesichts sich

<sup>2</sup> Vgl. Eric Hobsbawm/Terence Ranger (eds.), *The Invention of Tradition*, New York 1983; Florian Fiedler, *Bildersturm in Osteuropa*, München 1995.

<sup>3</sup> Vgl. Daniel Levy/Natan Sznaider, *Memory Unbound: The Holocaust and the Formation of Cosmopolitan Memory*, in: *European Journal of Social Theory*, 5 (2002) 1, S. 87–106.

verschärfender Wirtschaftskrisen noch vertiefen dürfte.

In diesem unübersichtlichen erinnerungskulturellen Gelände bilden sich transnationale Erinnerungsräume<sup>f</sup> heraus, was auf die folgenreichen Wirkungen horizontaler Europäisierungsprozesse verweist.<sup>f</sup> Der Nationalstaat kann nicht mehr der selbstverständliche Referenzpunkt von Geschichtsschreibung und -kultur sein, weil er den Identitäts- und Selbstvergewisserungsbedürfnissen von Schülerinnen und Schülern aus unterschiedlichen Herkunftsländern nicht entspricht. Für Jugendliche mit Einwanderungshintergrund bieten die schulische und mediale Vermittlung nationaler Geschichtskultur wenig, um ein Zugehörigkeit stiftendes Geschichtsbewusstsein entstehen zu lassen.<sup>f</sup> Hier sind neue, integrierende Wege der Geschichtsvermittlung gefragt. Ferner wird auf die „Globalisierung der Erinnerung“ und die Konsequenzen der europäischen Integration für Geschichtskulturen und -vermittlung hingewiesen. Nationale Geschichtsbilder und -mythen verlieren ihre integrierende Kraft.

Mediale Repräsentationen gehen in eine internationale Ikonografie des Holocaust ein, der über nationale Geschichtskulturen hinweg zum gemeinsamen Referenzpunkt wird. Er steht für das inzwischen weltweit anzutreffende Paradigma einer Beschäftigung mit, wie Reinhart Koselleck es genannt hat, „negativer Geschichte“, das seinerseits konfliktträchtig ist. Befürchtungen, die Beschäftigung mit den dunklen Seiten der eigenen Geschichte sei kontraproduktiv für die Stabilität einer Nation, haben sich für Deutschland langfristig als unzutreffend erwiesen. Jene, die zunächst auch in Opposition zum Staat für die Erinnerung an die Verbrechen eintraten, haben den Grundstein zu einer differenzierten Erinnerungslandschaft gelegt, die ausgesprochen positive Effekte für die Außenwahrnehmung Deutschlands hatte. Zugleich, und hier zeigt sich ein psychologisches Problem, haben noch immer viele Menschen Schwierigkeiten mit der promi-

enten Rolle, die der Holocaust im öffentlichen Gedächtnis Deutschlands einnimmt. Und schließlich treten Nationalsozialismus und Holocaust mit dem Verschwinden der Zeitzeugengeneration in den Aggregatzustand des kulturellen Gedächtnisses und der Historisierung. Die Erinnerungen daran werden kalt, die Aushandlungen weniger emotional.

Es gibt tiefe Unterschiede in den jeweiligen nationalen Basiserzählungen über den Zweiten Weltkrieg, den Holocaust, die Kollaboration und den Widerstand. In Deutschland ist diese Erzählung tendenziell metanarrativ angelegt – sie ist immer auch eine Auseinandersetzung damit, wie man Geschichte erzählen kann und wie nicht, wogegen sich in den anderen Ländern Erzählstrukturen finden, die viel stärker als nationale Geschichtsschreibung konturiert sind. Solche unterschiedlichen Modi historischer Kommunikation können einen gemeinsamen europäischen Geschichts- und Lernraum viel stärker behindern als unterschiedliche Bewertungen historischer Ereignisse.<sup>f</sup>

## Private und öffentliche Erinnerungskulturen

Die Vermittlungen zwischen privater und öffentlicher Erinnerung pluralisieren sich. Dabei hat die in noch vor der Jahrtausendwende in Deutschland durchgeführte Untersuchung „Opa war kein Nazi“<sup>f</sup> gezeigt, dass die Erinnerungspraktiken und -inhalte der offiziellen Erinnerungs- und Gedenkkultur auf der einen und der privaten Erinnerungspraxis auf der anderen Seite erheblich auseinanderklaffen können.

Individuen gehören unterschiedlichen Erinnerungsmilieus an, wie sie durch Familien, lokale Gemeinschaften, Interessengruppen, pädagogische Rahmenvorgaben und nicht zuletzt durch die Massenmedien geschaffen werden. In Familien und kleinräumigen Erinne-

<sup>f</sup> Vgl. ebd.

<sup>f</sup> Vgl. Ulrich Beck/Edgar Grande, *Kosmopolitisches Europa*, Frankfurt/M. 2004.

<sup>f</sup> Vgl. Viola B. Georgi, *Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*, Hamburg 2003.

<sup>f</sup> Vgl. Christian Gudehus, *Germany's meta-narrative memory culture. An essay on sceptic narratives and minotaurs*, in: *German Politics and Society. Special Issue: The dynamics of memory in 21<sup>st</sup> Century Germany*, 26 (2008) 4, Winter 2008.

<sup>f</sup> Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt/M. 2002.

rungsgemeinschaften sind es gerade nicht die großen Erzählungen, sondern die kleinen, profanen Geschichten über partikuläre Ereignisse und persönliche Erlebnisse, aus denen das gemeinsame Gedächtnis gebildet ist und in denen es sich tradiert.<sup>9</sup> Die Episoden und Geschichten, die oft en passant im Rahmen anderer Zusammenhänge erzählt werden, fungieren als Bausteine einer erinnernden sozialen Kommunikation, die der gemeinsamen Aufrechterhaltung des Gedächtnisses der Erinnerungsgemeinschaft dient.<sup>10</sup> In diesem Sinne kann man soziale Gruppen als Gedächtnissysteme verstehen, die in der Kommunikation ihrer Mitglieder ein „transaktives Gedächtnis“ bilden, in dem jedes einzelne Mitglied als interner Speicher und die anderen Gruppenmitglieder als externe Speicher fungieren.<sup>11</sup> Die Familie stellt als Erinnerungsgemeinschaft ein Relais zwischen biographischem Erinnern auf der einen und öffentlicher Erinnerungskultur sowie offiziellen Geschichtsbildern<sup>12</sup> auf der anderen Seite dar.

Bislang ist die Bedeutung der Weitergabe von Vergangenheitsvorstellungen durch direkte Kommunikation, etwa in der Familie, gegenüber den Effekten pädagogischer Geschichtsvermittlungen erheblich unterschätzt worden. Was in der Familie beiläufig und absichtslos, aber emotional nah und damit immer auch als etwas vermittelt wird, was mit der eigenen Identität zu tun hat, kann andere Vorstellungen erzeugen als das, was über dieselbe historische Zeit in der Schule als Wissen vermittelt wird – und es kann für die Geschichtsdeutung wirksamer sein. Man kann diese Diskrepanz

<sup>9</sup> Vgl. John Borland, Graffiti, Paraden und Alltagskultur in Nordirland, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 276–295; Michael Zimmermann, *Mythen der Verfolgung im israelischen Alltag*, in: ebd., S. 296–320.

<sup>10</sup> Vgl. Angela Keppler, *Tischgespräche*, Frankfurt/M. 1994; H. Welzer (Anm. 9); H. Welzer et al. (Anm. 8).

<sup>11</sup> Vgl. Jerome S. Bruner, *Sinn, Kultur und Ich-Identität*, Heidelberg 1997; Harald Welzer, *Über Engramme und Exogramme. Die Sozialität des autobiographischen Gedächtnisses*, in: ders./Hans J. Markowitsch (Hrsg.), *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Stuttgart 2006, S. 111–128.

<sup>12</sup> Hier sind nationale Geschichtsschreibungen zu nennen, aber auch andere soziale, religiöse oder politische Gruppen verfügen über eigene Geschichtsbilder und -mythen; diese sind jedoch meist mit nationalen Vergangenheitskonstruktionen verschränkt.

als Unterschied von „Album“ und „Lexikon“ bezeichnen, wobei deutlich ist, dass die emotional grundierte Vergangenheitsdarstellung des Albums zugleich auch eine Grenze der Wissensvermittlung durch Bildungsinstitutionen markiert: Der Gebrauch des Geschichtswissens bestimmt sich nach Deutungsrahmen, die jenseits der Institutionen entstanden sind. Dieser Befund wird noch bedeutsamer, wenn die Abnehmerinnen- und Abnehmergruppen der Bildungsangebote soziokulturell heterogen zusammengesetzt sind. Und schließlich wird das vermittelte Wissen je nach sozialer Konfiguration – Familiengespräch, politische Diskussion, Gedenkstättenbesuch – unterschiedlich eingesetzt.

## Modernisierung der erinnerungskulturellen Praxis

Da sich die Aneignungsformen von Geschichte mit den Generationen und dem Zeitabstand zu den Ereignissen beständig verändern, kann man die bislang erfolgreiche Erinnerungs- und Vermittlungspraxis nicht einfach fortschreiben, sondern muss sie beständig modernisieren. Besonders wichtig ist die zeitnahe Auswertung neuer wissenschaftlicher Fragestellungen und Ergebnisse für pädagogische Handlungsfelder. So können neuere Erkenntnisse zur breiten Zustimmung der Bevölkerung zur nationalsozialistischen Politik oder zur Tötungsbereitschaft „ganz normaler Menschen“ einleuchtende Gegenwartsbezüge und Anschlüsse an die Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern herstellen. Auch hier erwachsen aus der multikulturellen Zusammensetzung der Schulklassen neue Anforderungen an Geschichtspädagogik und Gedenkstättenarbeit.

In diesem Zusammenhang fällt schmerzlich auf, dass es trotz der breiten öffentlichen Verankerung des Erinnerns und Gedenkens und der Etablierung entsprechender Orte und Anlässe bisher nicht gelungen ist, Vermittlungen zwischen der Holocaust- und Völkermordforschung und den Praxisfeldern Schule, politische Bildung, Stiftungen und Gedenkstätten systematisch zu verankern. Vieles hängt von individuellen Initiativen und Programmen ab, und wissenschaftliche Befunde, die für pädagogische Handlungsfelder wichtig sind, werden nicht systematisch an Anwender gebracht, sondern, falls überhaupt, durch engagierte Pädagogen abgeru-

fen und in die pädagogische Arbeit zu implementieren versucht. Das hat häufig nicht nur die Vermittlung veralteten Wissens zur Folge, sondern auch eine generationsfixierte Ritualisierung, ja Versteinerung der pädagogischen Angebote, welche die emotionale Dimension des Geschichtsbewusstseins heutiger Rezipienten völlig vernachlässigen.

Zusammengefasst ergibt sich im europäischen Vergleich ein erheblicher Bedarf nach verbesserten Schnittstellen zwischen Wissenschaft und politischer Bildung, in denen Vermittlungsangebote auf dem Niveau des aktuellen Forschungsstands für unterschiedliche Abnehmergruppen entwickelt, koordiniert und angeregt werden. Während in vielen anderen europäischen Ländern in den vergangenen Jahren Zentren und Institute für Holocaust- und Genozidforschung (z.B. *Kopenhagen Peace Research Institute; Holocaust Senteret Oslo*) eingerichtet wurden, gibt es eine solche Einrichtung, die Forschung und Vermittlung integriert, ausgerechnet in Deutschland bislang nicht. Obwohl sich die deutsche Geschichtswissenschaft sehr intensiv mit Fragen der Holocaust- und Völkermordforschung befasst hat, ist die Vermittlungslandschaft weitgehend unkoordiniert geblieben.

Die Entwicklung modernisierter Konzepte der erinnerungskulturellen Arbeit leidet unter einem weiteren zentralen Defizit: Bislang ist die Wirkungs- und Rezeptionsforschung systematisch vernachlässigt worden. Das eklatante Defizit zeigt sich insbesondere im Vergleich zu Museen und speziell zu Geschichtsmuseen, die schon lange systematisch zu diesen Fragen forschen oder, wie etwa das Jüdische Museum Berlin, eigene Abteilungen für Besucherforschung unterhalten. Seit vielen Jahren wird über eine bundesweite Evaluation zumindest der großen Gedenkstätten gestritten. Dabei werden die Besonderheit der Gedenkstätten und ihre Vergleichbarkeit mit Museen ins Feld geführt. Ebenso herrscht Uneinigkeit, ob der Messung von Besucherströmen größere Aufmerksamkeit zuteil werden soll oder ob man sich vorrangig mit qualitativen Methoden der pädagogischen Arbeit annähern sollte.<sup>13</sup> Dass es dennoch Studien

<sup>13</sup> Teilweise dokumentiert ist die Diskussion in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Gedenkstätten und Besucherforschung*, Bonn 2004.

zu Gedenkstättenbesuchen gibt, ist einer großen Zahl von Einzelpersonen zu verdanken, die sich in der Regel im Rahmen von Qualifikationsarbeiten mit dieser Problematik beschäftigt haben. Hinzu kommen wenige von Gedenkstätten oder Landeszentralen für politische Bildung selbst initiierten Studien.<sup>14</sup>

Beide Desiderate hängen eng miteinander zusammen. Die Programmatik der erinnerungskulturellen Institutionen ist nach wie vor stark von ihrer eigenen Durchsetzungsgeschichte geprägt und betont die Notwendigkeit erstens der historischen Aufklärung und zweitens emphatisch eine Politik des Nicht-Vergessens. Beides ist durch die erfolgreiche Erinnerungspolitik der Bundesrepublik und nicht zuletzt durch die engagierte Arbeit vieler Gedenkstättenakteure heute erinnerungskultureller Standard, so dass insbesondere jüngere Besucherinnen und Besucher mit Vorwissen und Erinnerungsbereitschaft den erinnerungskulturellen Angeboten gegenüber treten und durch die Emphase der Vermittlungsrhetorik eher irritiert, wenn nicht abgeschreckt werden. Wer unablässig gesagt bekommt, er dürfe nicht vergessen, obwohl er nie die Absicht zu vergessen hatte, wird sich irgendwann genervt anderen Dingen zuwenden. Der Geschichtsdidaktiker und langjährige Leiter der Gedenkstätte Villa ten Hompel, Alfons Kenkmann, hat pointiert formuliert, dass die „junge Generation auf eine Generation von Gedenkstättenpädagogen [trifft], die mit ihren Einrichtungen alt geworden sind und sich nun der Entwicklung von den Gedenkstätten zu Lernorten zu stellen haben. Diese Befunde verlangen eine Offenheit für neue museumsdidaktische Konzeptionen und damit eine Überarbeitung der vor bis zu drei Dekaden entstandenen musealen und geschichtsdidaktischen Angebote.“<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Einen Überblick zur Besucherforschung in Gedenkstätten und historischen Ausstellungen liefert Bert Pampel, *Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist. Zur Wirkung von Gedenkstättenbesuchen auf ihre Besucher*, Frankfurt/M. 2007.

<sup>15</sup> Alfons Kenkmann, *Fokussierung oder Vielfalt? Aktuelle Diskussionen um die Struktur der NS-Gedenkstätten – Berlin und Nordrhein-Westfalen im Vergleich*, in: Katrin Hammerstein et al. (Hrsg.), *Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung? Normierungsprozesse beim Umgang mit diktatorischer Vergangenheit*, Göttingen 2009, S. 59–69, hier S. 68f.

## Reflexive Erinnerungskultur

Wie kann in einer Erinnerungs- und Memorialkultur angemessen Ausdruck finden, dass die Judenverfolgung die Zustimmungsbereitschaft der meisten nichtjüdischen Deutschen zum Nationalsozialismus nicht behinderte, sondern förderte? Sicher nicht durch Formen, die es über fiktive Identifikationen mit Opfern und artifizielle Betroffenheit erlauben, auf Abstand von solchen Befunden zu gehen, denn dieser Abstand erspart es wiederum, Bezüge zwischen einer gelebten Gegenwart und einer rituell erstarrten Vergangenheitsbetrachtung herzustellen. Wenn der Holocaust nicht aus Mangel an Zivilcourage, sondern als in breiten Teilen der Bevölkerung zustimmungsfähiges Projekt zustande gekommen ist, liegt darin die Herausforderung, in der Gegenwart die Potentiale für antisoziales Verhalten, für die Aufweichung rechtsstaatlicher Prinzipien, für gegenmenschliche Praktiken wahrzunehmen. Dann aber wäre die Erinnerung nicht museal und identifikatorisch, sondern gegenwärtig, reflexiv und politisch.

Für eine reflexive Erinnerungskultur sind Pathosformeln ebenso kontraproduktiv wie Ansprüche auf transtemporale Gültigkeit der Inhalte. Erinnerung schreibt sich immer nach Erfordernissen der Gegenwart um, und das Gedenken folgt diesen Umschriften in gemessenem Abstand. Wäre das nicht so, hätten wir heute gar keine Holocausterinnerung, denn der unmittelbaren Nachkriegsgesellschaft ging es, wenn denn um irgendetwas Zurückliegendes, um das Gedenken der eigenen Verluste und Leiden, nicht um die Erinnerung an die Taten. Diese frühe Erinnerungskultur ist sukzessive durch jene abgelöst worden, welche die Opfer und ihre Leiden in den Mittelpunkt stellte. Auf diesem Fundament steht die gegenwärtige Erinnerungskultur, und jetzt kommt es darauf, sich den Potentialen, Handlungen und Orientierungen zu widmen, die Ausgrenzungsgesellschaften entstehen und Genozide möglich werden lassen. In diesem Sinn ist Erinnerungskultur eine zivilgesellschaftliche Angelegenheit, deren Bezugspunkt die Gegenwart und Zukunft und gerade nicht die Vergangenheit ist. Es kommt darauf an, von der Thematisierung des Grauens und der Opferschaft auf die Herstellung von Ausgrenzungs- und Tötungsbereitschaft zu wechseln und verstehbar zu machen, wie sich normative Verschiebungen in moder-

nen Gesellschaften etablieren, die schließlich zu gegenmenschlichen Entwicklungen und Massengewaltprozessen führen können.

Gesellschaftliche Funktionszusammenhänge und Institutionen sind als Speicher von Potentialen zu verstehen, die Handlungsbereitschaften und Handlungen unterschiedlichster Art entbinden können. Weil hoch arbeitsteilige Funktionsvollzüge partikuläre Handlungsrationitäten ausbilden, welche die Voraussicht über die Folgen eigenen Handelns systematisch begrenzen, muss über Konzepte partikularer Verantwortungsstärkung nachgedacht werden. Hier liegt eine ganze neue Aufgabe für das weite Feld der politischen und historischen Bildung, die sich bisher auf die Entwicklung universaler Verantwortungs- und Moralvorstellungen konzentriert, die Individuen in konkreten Handlungssituationen aber – das zeigte etwa das Milgram-Experiment (1961) – radikal überfordern können. Designs künftiger Angebote der politischen Bildung und der zivilgesellschaftlichen Erinnerungskultur sollten daher an die lebensweltliche Gegenwart der Abnehmerinnen und Abnehmer der Vermittlungsangebote anknüpfen. Daraus folgt notwendig eine Abkehr vom Paradigma der *Top-down*-Pädagogik („Ihr sollt wissen“) zur kooperativen Erarbeitung von Inhalten oder Ausstellungseinheiten (*bottom up*). Strategien reichen von der klassischen „Flachware“, also Bild- und Textmedien, die über Anwendungsfälle von Zivilcourage und zivilem Widerstand berichten (z. B. über Mahatma Gandhi, Martin Luther King, Rosa Parks), zugleich aber – etwa mittels computergenerierter Ausbreitungsmuster von Widerstandsbewegungen – verdeutlichen, dass es hier nicht um Heroisierungen, sondern um soziale Handlungen mit Impulswirkung geht. Die Perspektive auf die Öffnung und Nutzung von Handlungsspielräumen kann am Beispiel von Personen erfolgen, muss aber Personalisierungen vermeiden. Dabei ist immer auch die zeitgenössische Perspektive wichtig, etwa: Wie werden Umwelt- und Klimaflüchtlinge in der EU behandelt, wie ahnden Rechtsstaaten Menschenrechtsverletzungen, was ist Folter?

Wie Handlungsspielräume auch unter extremen Bedingungen genutzt werden können, kann an historischen Beispielen gezeigt werden – etwa an Helfer- und Retterverhalten während der NS-Zeit, das Privatpersonen (wie Oskar Schindler) genauso gezeigt ha-

ben wie Wehrmichtsangehörige (wie Heinz Drossel). Solche Personen haben Handlungsspielräume anders genutzt als die übergroße Mehrheit ihrer Zeitgenossen, und darin liegt ein erhebliches Lernpotential. Solches Material kann um kleinere Experimente und Planspiele ergänzt werden. Experimente zum *Bystander*-Verhalten etwa haben gezeigt, dass das Maß der „Verantwortungsdiffusion“ als zentraler Faktor für erfolgende oder ausbleibende Hilfe gelten kann: Je mehr Personen anwesend sind, wenn sich jemand in einer Notsituation befindet, desto weniger neigen Einzelne zum Helfen (*bystander effect*). Das Wissen über hemmende Faktoren in Hilfssituationen moderiert das Verhalten, prosoziales Verhalten kann also durch Lernen beeinflusst werden. Andere klassische Experimente der Psychologie und Sozialpsychologie, etwa die Konformitätsexperimente von Asch (1951) oder Experimente zum Hilfeverhalten (Aronson 1994), können mit Hilfe von *game designs* für Alleinbesucher als Lernspiele operationalisiert werden oder für Gruppen zu Rollenspielen aufbereitet werden. Die Möglichkeit, Erfahrungen mit eigenen Handlungs- und Verhaltensbereitschaften zu machen, dürfte für nachhaltigere pädagogische Effekte sorgen als die bloße kognitive Konfrontation mit dem, was anderen Menschen zu anderen historischen Zeiten widerfahren ist. Zudem könnten gerade unter Nutzung elektronischer Medien Projekte initiiert werden, in denen Schülerinnen und Schüler Präsentationen, Rollenspiele oder Computersimulationen zu Fragen wie Zivilcourage, Ausgrenzung und prosozialem Verhalten erarbeiten, anstatt sich in alle Zukunft im „Spurensuchen“ und in Verbrechensrekonstruktionen zu ergehen.

Dabei verdient ein weiterer Aspekt Beachtung. Die tradierten Strategien der politischen und historischen Bildung stehen nicht nur in Konkurrenz zu massenmedialen Geschichtsvermittlungen; auch in der Vermittlungslandschaft haben sich enorme Veränderungen hin zum Infotainment ergeben. Häuser wie das „Phaeno“ in Wolfsburg, das „Universum“ in Bremen oder das „Klimahaus“ in Bremerhaven bieten anspruchsvolle Vermittlungsangebote mit Event-Charakter auf dem neuesten Stand der Präsentationstechnik. Dass es solche Ausstellungshäuser, die nicht zufällig nicht mehr „Museum“ oder „-stätte“ heißen, bislang ausschließlich im naturwissenschaftlich-technischen Bereich gibt, sollte als

Herausforderung begriffen werden, analoge Häuser im geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Feld zu etablieren. Anregungen dafür sind etwa in den Ausstellungen von *levande historia* in Stockholm, des Hygiene-Museums Dresden oder in den erwähnten Häusern selbst zu bekommen. Der Transfer von Wissen zu sozialem Handeln in zeitgenössischen Formaten würde dazu führen, dass Besucherinnen und Besucher die Institutionen der politischen Bildung nicht mehr mit Inferioritäts- und Beschämungsgefühlen verlassen, sondern mit dem Bewusstsein, etwas Interessantes gemacht und erlebt zu haben.

## Zukunftsgedächtnis

Dies alles lässt sich als Plädoyer dafür lesen, die Erinnerungskultur in Richtung Zukunft neu zu justieren. Dieses Plädoyer lässt sich mit einem weitgehend unbeachteten Aspekt der Gedächtnistheorie untermauern: Erinnerung dient der Orientierung in einer Gegenwart zu Zwecken künftigen Handelns. Deshalb spielen „Vorerinnerungen“, wie Edmund Husserl<sup>16</sup> bemerkt hat, also Vorgriffe auf etwas erst in der Zukunft Existierendes, als Orientierungsmittel für die Ausrichtung von Entscheidungen und Handlungen eine mindestens so wichtige Rolle wie der Rückgriff auf real oder vorgestellte erlebte Vergangenheiten. Husserls Unterscheidung zwischen Retentionen als Rückgriffen auf Vergangenheitsbestände und Protentionen als auf Späteres gerichtete Intentionen, die schon die enorme Bedeutung von imaginierten Zukünften für Handlungsentwürfe und -ausführungen dargelegt hat, ist von Alfred Schütz in seinem Konzept der „antizipierten Retrospektionen“ weiter entwickelt worden. Das humanspezifische Vermögen, die persönliche Existenz in einem Raum-Zeit-Kontinuum zu situieren und auf eine Vergangenheit zurückblicken zu können, hat den Zweck, Orientierungen für zukünftiges Handeln zu ermöglichen. Umgekehrt aber können Menschen auf eine Zukunft zurückblicken, die noch gar nicht Wirklichkeit geworden ist. Die grammatische Form dafür ist das Futurum II – es wird gewesen sein –, seine mentale Form die

<sup>16</sup> Edmund Husserl, *Die Bernauer Manuskripte über das Zeitbewusstsein* (1917/18), hrsg. von Rudolf Bernet/Dieter Lohmar, Dordrecht-Boston-London 2001, S. 12 ff.

„antizipierte Retrospektion“, der Vorausblick auf etwas im Vorgriff auf den Zustand seines Verwirklichtseins.<sup>17</sup>

Antizipierte Retrospektionen spielen für menschliches Handeln eine zentrale Rolle – jeder Entwurf, jeder Plan, jede Projektion, jedes Modell enthält einen Vorgriff auf einen Zustand, der in der Zukunft vergangen sein wird. Und genau aus diesem Vorentwurf eines künftigen Zustands speisen sich Motive und Energien – aus dem Wunsch, einen anderen Zustand zu erreichen als den gegebenen. Die prospektive Form des Gedächtnisses hat der menschlichen Lebensform den evolutionären Vorteil verschafft, Vorteile und Hindernisse bei der Gestaltung der Welt abschätzen und virtuell durchspielen zu können. Der Bezugspunkt des Gedächtnisses ist die gehoffte Zukunft.

Für das, was man unter Erinnerung und Gedächtnis versteht, öffnet sich damit ein erheblich weiterer Raum als bisher. Ungleichzeitigkeiten in Handlungsorientierungen und -optionen werden sowohl auf der gesellschaftlichen wie auf der individuellen Ebene zugänglich, die Schwerkraft von Selbstbildern und Habitusbildungen oder die Tiefenwirkung historischer Erfahrungen auf die Konzipierung von Zukunftsentwürfen oder allgemeiner: zukunftsbezogenen Handlungspotentialen werden besser verständlich. Wenn Zukunft systematisch zur Erinnerung gehört, könnte man eine „Theorie des Zukunftsgedächtnisses“ (H.-J. Heinrichs) entwickeln. Damit würde die Privilegierung der Vergangenheit gegenüber der Gegenwart und der Zukunft in der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung ebenso Geschichte sein wie die Höherbewertung des Erinnerns gegenüber dem Vergessen. Da jede Gedächtnistätigkeit ein selektiver Vorgang ist, ist Vergessen konstitutiv für Erinnerung überhaupt. Und da der funktionale Überlebenswert des Gedächtnisses von seinem Zukunftsbezug abhängt, ist es die Zukunft, die konstitutiv für das Gedächtnis ist, nicht die Vergangenheit. Die Zukunft macht Vergangenheit erst verstehbar und motiviert Geschichtsbewusstsein.

<sup>17</sup> Vgl. Alfred Schütz, *Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen* (1959), in: ders. (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972, S. 261.

Dörte Hein

## Virtuelles Erinnern

**P**ilgerfahrt nach Auschwitz. Zum Umgang deutscher Medien mit Erinnerungskultur, Israelkritik und Antisemitismus – dies war das Thema einer Podiumsdiskussion, zu der die Jüdische Gemeinde zu Berlin im April 2010 eingeladen hatte.<sup>1</sup> Anlass war ein Beitrag der in Israel geborenen, seit Jahren in Deutschland leben-

den Journalistin Iris Hefets, der im März dieses Jahres in der „tageszeitung“ (taz) erschienen war. Hefets hatte darin kritisiert, dass die Rosa-Luxemburg- und die Heinrich-Böll-Stiftung den seit der Veröffentlichung seines 2001 in deutscher Übersetzung erschienenen Buches „Die Holocaust-Industrie“ umstrittenen amerikanischen Politikwissenschaftler Norman Finkelstein erst zu einer Veranstaltung ein- und dann wieder ausgeladen hatten. Dies interpretierte sie als „Redeverbot“, das mithilfe einer „Mystifizierung“ des Völkermords an den Juden durchgesetzt werde. Diese Mystifizierung komme, so die Journalistin, vielen Deutschen gelegen: „Denn wenn Auschwitz eine heilige Aura umgibt, dann muss man sich nicht mehr mit dem eigenen Potenzial zur Täterschaft auseinandersetzen.“ Die Podiumsdiskussion sollte die Debatte aufgreifen. Während des Einführungsvortrags der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Lala Süsskind, in dem sie sich unter anderem gegen die als antiisraelisch bezeichneten Positionen Hefets’ wandte, hielten Aktivisten des Vereins „Jüdische Stimme für ge-

### Dörte Hein

Dr. phil., geb. 1977; Referentin für Forschung und Medienkompetenz bei der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM), Düsseldorf. doerte.hein@googlemail.com

<sup>1</sup> Der Originalbeitrag von Iris Hefets online: [www.taz.de/1/debatte/kommentar/artikel/1/pilgerfahrt-nach-auschwitz](http://www.taz.de/1/debatte/kommentar/artikel/1/pilgerfahrt-nach-auschwitz) (15.3.2010). Zum Ablauf der Podiumsdiskussion und den Hintergründen vgl. auch Ulrich Gutmair, *Spucken und Schreien*, online: [www.taz.de/1/debatte/theorie/artikel/1/spucken-und-schreien](http://www.taz.de/1/debatte/theorie/artikel/1/spucken-und-schreien) (30.4.2010) sowie Zoff bei Diskussion. Eklat in der Jüdischen Gemeinde, online: [www.bz-berlin.de/aktuell/berlin/eklat-in-der-juedischen-gemeinde-article823477.html](http://www.bz-berlin.de/aktuell/berlin/eklat-in-der-juedischen-gemeinde-article823477.html) (30.4.2010).

rechten Frieden in Nahost“ Pappschilder in die Luft, auf denen in Englisch und Hebräisch zu lesen war: „Wir alle sind Iris Hefets.“ Einige von ihnen wurden daraufhin von Ordnern hinausgeführt. Nach der durch den Gastgeber erfolgten Zurückweisung des Vorschlags der taz-Chefredakteurin Ines Pohl, man solle Hefets die Möglichkeit zur Stellungnahme geben, verließ Pohl den Veranstaltungsort.

Dieses aktuelle Beispiel ist nur eines von vielen: Geschichtspolitische Debatten der jüngeren Vergangenheit haben sich vielfach an Fragen des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit entzündet. Jonathan Littells Roman „Die Wohlgesinnten“, der die fiktiven Lebenserinnerungen des SS-Obersturmführers Maximilian Aue und seine Beteiligung an der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden von Juni 1941 bis April 1945 zum Inhalt hat, die „Goldhagen-Debatte“ von 1996, Martin Walsers Rede 1998 in der Frankfurter Paulskirche, der Streit um die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung, die Kontroverse um das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin oder die „Finkelstein-Debatte“ von 2001 sind weitere Beispiele. Der übergeordnete Bezugspunkt der Frage nach dem historischen Erinnern, nach sozialen Erinnerungsprozessen an Holocaust und Nationalsozialismus, ist die Debatte um eine angemessene Art der Vermittlung dieses Teils der deutschen Geschichte. Wie die öffentlich und medial ausgetragenen, größtenteils hoch emotional geführten Diskussionen zeigen, ist die NS-Vergangenheit sowohl hinsichtlich der Polarisierung, welche die Debatten auslösen, als auch der Sensibilität, die der Umgang damit erfordert, mit keinem anderen Thema der deutschen Erinnerungskultur vergleichbar. Nirgendwo sonst stellen sich Fragen nach der Angemessenheit der Darstellung, den Risiken einer Virtualisierung der Erinnerung sowie der Deutungsmacht und -hoheit – auch in fachwissenschaftlich-disziplinärer Hinsicht – in vergleichbarer Brisanz.

Vor dem Hintergrund des nahenden Endes lebensgeschichtlicher Erinnerung und gelebter Zeitzeugenschaft wird die besondere Relevanz des Themas deutlich. Fragen nach kultureller und medialer Vermittlung sind längst in den Fokus geraten. Die Rolle von Büchern, Spiel- und Dokumentarfilmen als wesentliche, populäre Gedächtnismedien ist dabei un-

bestritten, wenn auch die Art und Weise, wie hier Geschichte präsentiert wird, vielfach kritisiert wird. Lang anhaltend und fächerübergreifend wurde und wird über eine vermutete Banalisierung und Kommerzialisierung der historischen Ereignisse im Zuge ihrer massenmedialen Bearbeitung diskutiert: Insbesondere das Fernsehen steht im Verdacht, den Holocaust zu trivialisieren, zu verflachen und zu kommerzialisieren. Der massenmedialen, auf Unterhaltung und Einschaltquoten angelegten Logik folgend, werde der Holocaust in eine Banalität verwandelt und Gewalt zum „folgenlosen konformistischen Genuss“, wodurch ein Bedürfnis nach immer mehr Gewalt und Genuss erzeugt werde.<sup>F</sup> Zeitgeschichte werde zum „geschichtskulturellen Zuliefererbetrieb“ und zur „ereignisfixierten Event-Geschichte“, die allein den Gesetzen der medialen Nachfrage folge<sup>P</sup> – so nur zwei Beispiele von Gegenwartsdiagnosen und Einschätzungen, welche die mediale Bearbeitung und Repräsentation historischer Ereignisse problematisieren. Die Reichweite und die Wirkungsmacht, die publizistische Medien mit Blick auf die Vermittlung von Geschichte haben, sind – allen Risiken zum Trotz – Tatsachen des gegenwärtigen und zukünftigen historischen Erinnerns.

## Internet und historisches Erinnern

Mittlerweile hat sich auch das Internet als Ort der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit etabliert. Forschungseinrichtungen, Museen und Gedenkstätten tragen ihre Deutungsangebote der Vergangenheit ins Netz. Hinzu kommen Online-Angebote der Tageszeitungen sowie viele weitere, vor allem private Anbieter, die sich am Diskurs beteiligen. Nimmt man eine Kategorisierung der Angebote vor, so kann man drei Gruppen ausmachen: Informationen zu Nationalsozialismus und Holocaust findet der Nutzer auf Internetportalen, den „Pforten“ zu weiteren Informationen, die Orientierungsfunktionen erfüllen und so als eine Art Wegweiser im Netz fungieren. Die Websites öffentlicher Einrichtungen, NS-Gedenkstätten und anderer Erinnerungsorte sind

<sup>F</sup> Vgl. Detlev Claussen, Die Banalisierung des Bösen, in: Michael Werz (Hrsg.), Antisemitismus und Gesellschaft. Zur Diskussion um Auschwitz, Kulturindustrie und Gewalt, Frankfurt/M. 1995, S. 14.

<sup>P</sup> Vgl. Martin Sabrow, Das Unbehagen an der Aufarbeitung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 12.1.2009, S. 25.



serviceorientierte Angebote, die weniger historische „Fakten“ als vielmehr Serviceinformationen zu den Institutionen selbst, deren Veranstaltungen und Öffnungszeiten bieten. Die meist von Interessenvereinigungen vielfach gemeinschaftlich verfassten Informations- und Kommunikationsplattformen hingegen wollen eben dies bieten: Ereignisgeschichte, Verläufe, Hintergrundinformationen.

Haben wir es bei diesen virtuellen Repräsentanzen mit neuen Erinnerungskulturen, mit alternativen und eigenständigen Wegen der Vermittlung erinnerungsrelevanter Inhalte zu tun? Wird das Internet zum Ort, an dem sich durch die größeren Partizipationsmöglichkeiten Online-Erinnerungsgemeinschaften ausbilden? Wird es gar zum „Bauch der Weltgesellschaft“?<sup>†</sup> Die spezifischen Kommunikationsformen im Netz sind auf technisch-mediale Besonderheiten zurückzuführen. Diese zeitigen Konsequenzen für die Zugänge, die Nutzer zu den gespeicherten Inhalten haben: Interaktivität, Multimedialität, Vernetzung und Individualisierung sind wesentliche Schlagworte und Bereiche, welche die allgemeine Diskussion um die Qualitäten der neuen Medien prägen.

Weiterhin stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis Online-Angebote zu anderen gesellschaftlichen Sphären stehen und wie sie im Ensemble erinnerungskultureller Vermittlungsinstanzen zu verorten sind. Mit der offiziellen Erinnerungskultur und mit Geschichtspolitik wird der Anspruch verbunden, das Bekenntnis zu einer mahnenden Erinnerung an die Opfer für das Gemeinwesen verbindlich zu demonstrieren. Kritik bezieht sich auf ritualisierte Formen des Gedenkens, die nichts mehr mit den Erfordernissen der Gegenwart zu tun hätten und vor allem der jungen Generation nicht zu vermitteln seien.<sup>‡</sup> Sind historische Themen und Inhalte online tatsächlich der jungen Generation, jungen Nutzern zugänglicher und damit auch eine bessere Form der Ansprache? Tritt virtuelle Zeitzeugen-

† Claus Leggewie/Erik Meyer, „Collecting Today for Tomorrow“. Medien des kollektiven Gedächtnisses am Beispiel des „Elften September“, in: Astrid Erll/Ansgar Nünning (Hrsg.), *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität*, Berlin 2004, S. 286.

‡ Vgl. Clemens Wischermann, *Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung*, Stuttgart 2002, S. 15.

schaft an die Stelle von gelebter? Und nicht zuletzt: Ist die Zukunft des Erinnerns virtuell?

Als technische Plattform zur Ermöglichung unterschiedlicher medialer Dienste übernimmt das Internet immer mehr zentrale Speicherungs- und Kommunikationsaufgaben der Gesellschaft. Es ist, was die Menge an Daten anbelangt, ein sehr leistungsfähiges Speichermedium. Daher wird schon von einem „unermesslichen Super-Archiv“<sup>¶</sup> gesprochen. Online-Angebote wie „einstages – Zeitgeschichten auf Spiegel Online“, „zeitzeugengeschichte.de – Das Webportal für Zeitzeugeninterviews“ oder „Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte“ nutzen das Internet in unterschiedlicher Weise, um Biografien festzuhalten, um Lebensgeschichten und Schicksale zugänglich zu machen, um sie für einen Austausch zu öffnen. Im digitalen Archiv zum Thema Zwangsarbeit von 1939 bis 1945 etwa erzählen knapp 600 ehemalige Zwangsarbeiter aus 26 Ländern ihre Lebensgeschichten in ausführlichen Audio- und Videointerviews. Die Interviews wurden digitalisiert und sind nach Anmeldung und Registrierung auf der Online-Plattform verfügbar. Das von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ getragene, in Kooperation mit der Freien Universität Berlin und dem Deutschen Historischen Museum angebotene Online-Archiv richtet sich an Schulen und Gedenkstätten, soll aber auch in Lehre und Forschung genutzt werden. Ein Beispiel „einzigartiger Geschichts-Notfallhilfe“ – so die Nominierungskommission, die dieses wie auch das Archiv zur Zwangsarbeit 2009 für den Grimme-Online-Award vorschlug – ist auch „Das digitale Historische Archiv Köln“. Jeder Nutzer, der über Abschriften, Kopien, Mikrofilme oder Fotografien der Kölner Archivbestände verfügt, kann sie im digitalen Archiv hochladen und so einen Beitrag dazu leisten, die Sammlung nach dem Einsturz des Stadtarchivs 2009 wieder zu vervollständigen. Gedächtnis im digitalen Zeitalter – neue Chancen und Möglichkeiten?

Mit der Immaterialität der Daten im Netz geht deren Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit einher, die dadurch verstärkt wird, dass Hypertexte – die dem Internet zugrunde liegenden Informationseinheiten – nicht aus ei-

¶ Elena Esposito, *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2002, S. 288.

ner festen Anzahl von Modulen bestehen, sondern sich im ständigen Auf- und Umbau befinden. „Das Memorieren ist nicht seine Sache“, konstatiert die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, die sich mit der Medialität von kulturellem Gedächtnis und Erinnerung beschäftigt.<sup>7</sup> Sie verweist auf Ansätze, welche die Veränderungen, die sich mit dem Internet vollziehen, im Rückgriff auf die zu geringe Haltbarkeit digital gespeicherter Daten als krisenhaft und bedrohlich beschreiben. Von einem Merkmal der Technologie werden umfassende und weit reichende Thesen abgeleitet: „Gespeichert, das heißt vergessen.“ Die Rede ist von einem „digitalen Gedächtnis-Dilemma“;<sup>8</sup> befürchtet wird gar die „Zerstörung von historischem Gedächtnis“.<sup>9</sup> Gedächtnis im digitalen Zeitalter – ein Widerspruch? Ebenso wie die Beschreibung des Gedächtnisses wird auch die des World Wide Web an Metaphern geknüpft. Diese reichen von Datenuniversum, globalem Gehirn, intelligentem Superorganismus bis hin zu dem Anspruch, der für bestimmte Websites explizit formuliert wird, hier solle sich das „kollektive Gedächtnis unserer Gesellschaft“ manifestieren.<sup>10</sup>

## Vielfalt der Perspektiven – Verantwortung der Nutzer

In Daten und Entwicklungstrends fassbar ist die ungebrochen hohe Bedeutung und Relevanz des Internets. In Deutschland stieg der Anteil der „Onliner“ an der Gesamtbevölkerung von 1997 bis 2009 von 6,5 auf rund 67 Prozent.<sup>11</sup> 43,5 Millionen Personen ab 14 Jahren waren im Frühjahr 2009 in Deutschland online. Zu einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit ist die Internetnutzung insbesondere für eine Generation geworden, die

<sup>7</sup> Vgl. Aleida Assmann, Zur Mediengeschichte des kulturellen Gedächtnisses, in: A. Erll/A. Nünning (Anm. 4), S. 55.

<sup>8</sup> Vgl. Manfred Osten, Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur. Eine kleine Geschichte des Vergessens, Frankfurt/M. 2004, S. 72.

<sup>9</sup> A. Assmann (Anm. 7), S. 55.

<sup>10</sup> So etwa das Selbstverständnis der bereits erwähnten Website <http://einestages.spiegel.de/page/Home.html> (einestages – Zeitgeschichten auf Spiegel Online) (26. 5. 2010).

<sup>11</sup> Vgl. Birgit van Eimeren/Beate Frees, ARD/ZDF Online-Studie 2009. Der Internetnutzer 2009 – multimedial und total vernetzt, in: Media Perspektiven, (2009) 7, S. 334–348, hier S. 335.

in einer von digitalen Technologien wie Computer und Internet geprägten Umwelt aufgewachsen ist, den *Digital Natives*.

Drei Viertel der von der Studie „Jugend, Information, (Multi-) Media“ (JIM) des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest im Jahre 2009 erfassten Heranwachsenden von 12 bis 19 Jahren haben einen Computer oder Laptop in ihrem Besitz, mehr als jeder Zweite hat vom eigenen Zimmer aus Online-Zugang.<sup>12</sup> Zu den Nutzern des Internets zählen 98 Prozent der 12- bis 19-Jährigen. Auch der Anteil der Intensivnutzer, die täglich bzw. mehrmals pro Woche online sind, ist weiter angestiegen. Wie aus den Erhebungen der JIM-Studie ebenso hervorgeht, steigt das Informationsbedürfnis der Jugendlichen mit zunehmendem Alter an, entsprechend nutzen ältere Jugendliche häufiger Suchmaschinen und rufen Informationen ab, die nicht direkt mit Schule oder Ausbildung verbunden sind. Bei Wikipedia oder auch Newsgroups hingegen steigt der Studie zufolge das Interesse ab 14 Jahren sprunghaft an und bleibt dann nahezu stabil. Doch geht die „Generation @“<sup>13</sup> auch zum Abruf historischer Informationen online?

Richtet man zunächst den Blick auf diejenigen, die im Netz Angebote und Inhalte dieses Themenbereichs anbieten, fällt auf, dass dies nicht nur die traditionellen Institutionen und Produzenten von Geschichte wie etwa Gedenkstätten, Museen oder Archive sind. Neben diesen etablierten Einrichtungen beteiligen sich auch Privatpersonen oder Interessenvereinigungen am Online-Diskurs. Auch Websites journalistischer Anbieter und Verlage sind stark im Netz vertreten. Die Motivationslagen sind verschieden: Während es private Anbieter gibt, bei denen die neuen technischen und medialen Möglichkeiten und deren Erprobung im Vordergrund stehen, spielen technisch-mediale Erwägungen etwa bei den Anbietern von Websites der Gedenkstätten kaum eine Rolle. Überregionale Informationsverbreitung, Beförderung des Austausches und Schaffung von Netzwerken, Online-Vermarktung, Argumentation gegen neonazisti-

<sup>12</sup> Vgl. JIM-Studie 2009. Jugend, Information (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger, Stuttgart 2009, S. 37, online: [www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf09/JIM-Studie2009.pdf](http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf09/JIM-Studie2009.pdf) (26. 5. 2010).

<sup>13</sup> Horst W. Opaschowski, Generation @. Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder. Leben im Informationszeitalter, Hamburg 1999, S. 19.

sche Propaganda sowie neue Vermittlungswege für eine jüngere Zielgruppe sind weitere mit den Internetauftritten verbundene Ziele. Die Ziel- und Nutzergruppen sind Schülerinnen und Schüler sowie Studierende, ferner Individual- und Gruppenbesucher von Gedenkstätten, potenzielle Geldgeber und Pädagogen.

Die Beteiligung alternativer Anbieter am Online-Diskurs führt einerseits zu einer größeren Vielfalt an Perspektiven im Umgang mit Geschichte. Andererseits wird ein höheres Maß an Eigeninitiative und Verantwortung an den Nutzer delegiert: Man muss Websites und deren Inhalte auswählen und vor allem auch bewerten können. Die Relevanzzuschreibung obliegt, gerade bei Websites, hinter denen keine bekannte Institution steht, den Nutzern. Information im Netz ist demnach kein Wert an sich, vielmehr sind Selektivität und gegenseitige Verknüpfungen entscheidend. Wie geht man mit Informationen um, hinter denen keine bekannte Institution steht? Wie lassen sich nur scheinbar gesicherte historische Fakten nachprüfen?

Auch im freien Netz sind die Anker und Fixpunkte der „realen Welt“ sehr wichtig. Intermediale Referenz meint wechselseitige Bezüge und Orientierungen zwischen verschiedenen Medien. In diesem Fall spielt vor allem die Rückbindung der Online-Diskurse über die NS-Vergangenheit an andere gesellschaftliche Sphären eine wesentliche Rolle. Mit ihnen etablieren sich keine losgelösten Wege der Vergangenheitsvermittlung. Narrative, die in anderen Bereichen hervorgebracht werden, bestimmen auch die Diskurse im Internet. Seitens der Anbieter werden die vermutete Wirkungsmacht publizistischer Medien sowie die Aura von Erinnerungsorten als entscheidende Gründe gegen eine Substitution traditioneller Gedächtnismedien durch Online-Angebote angeführt: „Historische Orte mit Bodenhaftung“, das „haptisch-empirisch Wahrnehmbare“ und das „Körpererlebnis“ am realen Ort werden zu Alleinstellungsmerkmalen, gar zum „Pfund“, mit dem man „wuchern“ könne.<sup>14</sup> Websites sollen demnach keine virtuellen Gedenkorte sein.

<sup>14</sup> Die Zitate stammen aus Experteninterviews, die mit Anbietern von Websites des Bereichs Nationalsozialismus und Holocaust geführt wurden, ausführlicher in: Dörte Hein, Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust, Konstanz 2009.

So wichtig das Internet für die Vermittlung historischer Information auch ist: Die Themen, die hier behandelt werden, entstehen meist anderswo. Geschichte im Film, in Fernsehdokumentationen, in Büchern, im Geschichtsunterricht in der Schule und in Erzählungen in der Familie – all dies sind die wesentlichen Instanzen und Quellen. Diese Komplementarität konnte auch in Nutzerbefragungen bestätigt werden. Über alle Altersgruppen hinweg sind neben historischen Fachbüchern, mit denen Seriosität verbunden wird, und Erinnerungsorten, die als authentisch gelten, Sozialisationsinstanzen wie Schule oder Familie als wesentliche Informationsquellen zu benennen. Nicht zu vergessen sind publizistische Medien, denen ebenso eine gesellschaftlich relevante Rolle zur Information über die nationalsozialistische Vergangenheit zukommt.

## Motivationen junger Nutzer

Die empirischen Untersuchungen zeigen, dass das Alter der User ein maßgeblicher Faktor bei der Quellenauswahl ist. So ist für die 14- bis 19-Jährigen das Web schon jetzt das wichtigste Informationsmittel. Damit unterscheidet sich diese junge Gruppe der Nutzer signifikant von jungen Erwachsenen im Alter von 20 bis 29 Jahren, für die nach wie vor historische Fachbücher die wesentlichen Informationsquellen sind. Besonders Schülerinnen und Schüler wenden sich verstärkt Online-Angeboten zu Nationalsozialismus und Holocaust zu. Das Internet ist für jüngere Zielgruppen als Medium der gezielten Recherche neben die gedruckte Fachliteratur getreten. Legt man die biografische Prägung des Medienhandelns zugrunde, ist zum einen zu vermuten, dass die heute 14-Jährigen dies auch dann noch tun, wenn sie 24, 34 oder 44 Jahre alt sind. Zum anderen liegt die Prognose nahe, dass auch bei nachfolgenden Generationen das Netz als Informationsmedium immer wichtiger wird. Was bedeutet das für die Zukunft der Erinnerungskultur im Online-Bereich?

Wichtig sind jungen Nutzern schon heute der Austausch und die Kommunikation mit Anderen zum Thema Nationalsozialismus und Holocaust. Die in Studien zur Online-Nutzung als „Junge Hyperaktive“ bezeichnete Nutzergruppe ist sehr stark daran

interessiert, sich durch das Netz nicht nur zu informieren, sondern sich auch mit Anderen auszutauschen. Dies entspricht den in der JIM-Studie 2009 ermittelten Befunden: Mit rund der Hälfte der online verbrachten Zeit entfällt auf die Nutzung kommunikativer Dienste wie Communities, Chats, E-Mail oder Messenger deutlich mehr Zeit als auf die Suche nach Informationen. Je älter die Internetnutzer aber werden, desto höher wird auch der Nutzungsanteil für die Informationssuche.<sup>15</sup> Auch im Stil der Nutzung unterscheidet sich die jüngere Generation deutlich von älteren Nutzern: Selbst wenn Interaktionsmöglichkeiten auf den Websites vorhanden sind, will sich ein Großteil der User hauptsächlich informieren. Elemente wie Diskussionsforen oder Chats spielen eine eher untergeordnete Rolle. Die prinzipiell mögliche Ausbildung von Online-Erinnerungsgemeinschaften ist bis dato bei einem Großteil der Nutzer nicht zu erkennen. Die Metapher vom *Bauch der Weltgesellschaft* beschreibt nicht die realen Verhältnisse der Online-Angebote und ihrer Nutzung. Auch seitens der Anbieter wird die technisch problemlos mögliche Einbindung der Nutzerinnen und Nutzer eher zurückhaltend erschlossen. Die Gründe dafür reichen von der Befürchtung, rechtsextremen Gedanken eine Plattform zu bieten, über mangelnde personelle und finanzielle Möglichkeiten der Betreuung bis hin zum allgemeinen Grundsatz, kein Ort zum Austragen von Debatten sein zu wollen.

Der webbasierte Austausch über Nationalsozialismus und Holocaust ist bisher eher Sache der jungen Nutzer. Altersübergreifend hingegen wird die Möglichkeit, historische Informationen nicht nur durch Texte, sondern auch mit Bildern, Tönen oder Videos zu vermitteln, als großer Vorteil des Webs angesehen. Historische Hintergrundinformationen sind dabei neben Berichten über Einzelschicksale sowie Links und Linklisten zu anderen thematischen Websites die wichtigsten inhaltlichen Bereiche von Websites des Themenspektrums Nationalsozialismus und Holocaust. Es scheint der Wunsch zu bestehen, neben Texten und Bildern auch Originaltöne und Videos nutzen zu können. Multimedialität wird im Sinne der emotionalen Kraft und des „Sich-in-die-Zeit-Hineinverzens“ positiv bewertet.

<sup>15</sup> Vgl. JIM-Studie (Anm. 12), S. 33.

Multimedia als verheißungsvolles Potenzial neuer Medien – wie sehen das die Anbieter? Insgesamt dominiert Zurückhaltung. Die Anbieter sprechen sich – etwa aus den einleitend bereits angesprochenen Gründen der Angemessenheit der Darstellung – für einen reduzierten Umgang mit Bildmaterial und gegen Bilder im Sinne einer befürchteten „Betroffenheitspädagogik“ aus. Die inhaltlichen Bezüge setzen den medialen Innovations- und Experimentiertendenzen der Kommunikatoren erkennbare Grenzen. Auch die technisch reduzierten Möglichkeiten der Websites, Urheberrechte bei Bildern oder die Priorität eines sachlich-informativen Zugangs sind Gründe für eine vorwiegend textliche Vermittlung. Der Mehrwert des World Wide Web für die multikodale (unter Verwendung mindestens zweier Symbolsysteme erfolgende) Vermittlung von Informationen wird zwar als Vorteil angesehen, bisher jedoch kaum umgesetzt.

## Gegenwart und Zukunft virtuellen Erinnerns

Online-Erinnerungskulturen haben viele Facetten und machen Widersprüche sichtbar. Heute existieren maximale Speicherkapazitäten, aber es gibt auch Probleme bei der dauerhaften Archivierung von Daten. Es bieten sich größere Freiheiten der Nutzer, aber damit auch ein größerer Zwang zur Auswahl und mehr Verantwortung in der Bewertung der Inhalte. Und nicht zuletzt: Die Technik ermöglicht inzwischen eine stärkere Einbindung der User, der allerdings eine sehr zurückhaltende Umsetzung gegenübersteht. Diese Ambivalenzen widersetzen sich einseitigen Bewertungen. Metaphern vom digitalen Gedächtnis-Dilemma bis hin zum Netz als intelligentem Superorganismus bedürfen der Differenzierung und Kontrastierung mit empirisch Beobachtbarem.

Von erinnerungskulturellen Qualitäten der Websites ist dann auszugehen, wenn das Bereitstellen sowie das Abrufen von Informationen als Teile von Erinnerungsprozessen und damit der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit begriffen werden. Sozialer Erinnerung, verstanden als dynamischer Aneignungsprozess von Vergangenheit, liegen demnach Prozesse der Informationsverarbeitung auf der Seite der Anbieter sowie der Nutzer zugrunde. Erst dadurch werden Daten zu Informationen respektive in sozi-

al validierter Form zu Wissen, das nicht als Speicher vorliegt, sondern veränderlich und ortsunabhängig verfügbar ist.

Erinnerungskulturen sind nicht allein durch die Analyse von Gedächtnismedien, sondern erst durch die Betrachtung der zugrunde liegenden Kommunikationsprozesse umfassend beschreibbar. Allein die Feststellung bestimmter technisch-medialer Potenziale reicht nicht aus, um spezifische kommunikative Gebrauchswesen abzuleiten. Dieser Befund spricht für eine integrative Perspektive, die medienanalytische und kommunikationsbezogene Betrachtungen verbindet. Durch diesen Ansatz werden gleichzeitig statische Gedächtniskonzepte zugunsten der Beschreibung von Ausschnitten der in bestimmten Medien hergestellten Vergangenheitsbezüge sowie deren Nutzung modifiziert. Die Rede vom „Gedächtnis“, das zerstört wird oder sich in einer Krise befindet, wird den vielfältigen kommunikativen Prozessen, die den Bezügen zur Vergangenheit zugrunde liegen, nicht gänzlich gerecht. Mit neuen Medientechnologien ist nicht per se das Ende der Erinnerung besiegelt.

Wie sieht die Zukunft des Gedenkens und medialen Erinnerens an diesen Teil der deutschen Geschichte aus? Die Herausforderung besteht schon gegenwärtig darin, die Erinnerungen von Zeitzeugen und historische Hintergrundinformationen mediengestützt zu vermitteln. Die Frage, wie aus den Ausdrucksformen lebensgeschichtlicher Erinnerung ethische Imperative für zukünftige Formen kulturell gestützter Erinnerung abzuleiten sind, ist eine sehr drängende. Aufschlussreich im Sinne einer Verbindung kommunikativer und kultureller Vermittlungsformen ist die Möglichkeit, Zeitzeugenberichte online verfügbar und insofern virtuelles Erinnern möglich zu machen. Dabei ist insbesondere auf die historische Kontextualisierung zu achten, weshalb klar strukturierte und aufbereitete Informationen wesentliche Elemente solcher Websites bleiben. Wenn Geschichte vermittelt wird, sollte an den Erfahrungshorizont und vor allem an das Mediennutzungsverhalten der jüngeren Generationen angeknüpft werden. Denn: Für junge Nutzer hat sich das Netz als Medium zur historischen Information längst etabliert.

Carlos Kölbl

## Historisches Erinnern an Schulen im Zeichen von Migration und Globalisierung

Historisches Erinnern erfolgt in Auseinandersetzung mit der kollektiv bedeutsamen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.<sup>1</sup> Das geschieht vorzugsweise im Modus des Erzählens.<sup>2</sup> Dabei sind die drei Zeitbezüge alles andere als isolierte, abgeschottete Einheiten. Vielmehr vermögen neue Erfahrungen sowohl unser Verständnis von dem, was einst geschah, nachhaltig zu verändern als auch folgenreiche Spuren in unseren Erwartungshorizonten zu hinterlassen.<sup>3</sup> Einsichten in die

**Carlos Kölbl**

PD Dr. phil., geb. 1973;  
z.Zt. Vertretung des Lehrstuhls für Pädagogische Psychologie an der Georg-August-Universität Göttingen, Waldweg 26, 37073 Göttingen.  
koelbl@psychologie.uni-hannover.de

<sup>1</sup> Was Harald Welzer für Erinnerung und Gedächtnis allgemein unterstrichen hat, nämlich ihren unvermeidlich prospektiven Charakter, gilt auch für den Sonderfall des historischen Erinnerens: „Erinnerung hat funktional nichts mit der Vergangenheit zu tun. Sie dient der Orientierung in einer Gegenwart zu Zwecken zukünftigen Handelns. Deshalb ist es eine irreführende Vorstellung, dass Gedächtnis vor allem mit der Vergangenheit zu tun habe; ganz im Gegenteil spielen (...) Vorgriffe auf etwas erst in der Zukunft Existierendes, als Orientierungsmittel für die Ausrichtung von Entscheidungen und Handlungen eine mindestens so wichtige Rolle wie der Rückgriff auf real oder vorgestellt erlebte Vergangenheiten.“ Harald Welzer, *Erinnerung und Gedächtnis. Desiderate und Perspektiven*, in: Christian Gudehus/Ariane Eichenberg/ders. (Hrsg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart-Weimar 2010, S. 8.

<sup>2</sup> Vgl. Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*, in: ders. (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt/M. 1998; Carlos Kölbl/Jürgen Straub, *Geschichtsbewusstsein als psychologischer Begriff*, in: *Journal für Psychologie*, 11 (2003) 1, S. 75–102.

<sup>3</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1989.

Semantik geschichtlicher Zeiten sind nicht auf geschichtswissenschaftliche Zirkel beschränkt, sondern werden zum Teil bereits von Jugendlichen geäußert, die etwa von der Gegenwart als einem Produkt der Vergangenheit, der Gegenwart als zukünftiger Vergangenheit oder der Gegenwärtigkeit von Vergangenheit wissen.<sup>4</sup>

Besonders schöne Äußerungen zur Verflochtenheit der Zeitbezüge finden sich bei Karl Valentin: Die Zukunft war früher auch besser gewesen, und heute ist die gute alte Zeit von morgen. Es ist deutlich: Historisches Erinnern ist eine verwickelte Angelegenheit.<sup>5</sup> Eine weitere Drehung in der Komplexitätsschraube ergibt sich dadurch, dass keineswegs unstrittig ist, was genau zu „der“ kollektiv bedeutsamen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehören soll, wer sie wie erzählen oder wer sich in welchen Hinsichten zum Kollektiv zugehörig fühlen darf, von dem die Rede ist. In Einwanderungsgesellschaften wie Deutschland werden solche und verwandte Fraglichkeiten besonders virulent, und es kann davon ausgegangen werden, dass neben harmonisierenden oder sich ergänzenden auch konfligierende sowie einander widerstrebende historische Narrative kursieren und das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln ihrer Mitglieder mitbestimmen. Prozesse der Bildung, Aktualisierung, Aushandlung und Präsentation von Identität bleiben hiervon nicht unberührt.

Migration ist ein wichtiger Grund für die Vervielfältigung von Geschichtsbezügen, sicher aber nicht der einzige. Darüber hinaus stellen die Phänomene, die mit der Chiffre „Globalisierung“ in Verbindung gebracht werden, ebenfalls starke Herausforderungen für die historischen Sinnbildungsprozesse in modernen Gesellschaften dar. Das betrifft die Gesellschaft als Ganzes und die Schule als einen der zentralen Orte, in dem ausgewählte Formen historischen Erinnerns artikuliert, eingeübt, kultiviert und reflektiert werden, in spezifischer Art und Weise.

<sup>4</sup> Vgl. Carlos Kölbl, *Geschichtsbewußtsein im Jugendalter. Grundzüge einer Entwicklungspsychologie historischer Sinnbildung*, Bielefeld 2004, S. 281–288.

<sup>5</sup> Vgl. Samuel Wineburg, *Historical thinking and other unnatural acts. Charting the future of teaching the past*, Philadelphia 2001.

Dabei dürfte eine Prämisse unhintergebar sein: Heterogenität ist der schulische Normalfall.<sup>6</sup> Das betrifft etwa Phänomene wie die Unterschiedlichkeit von Lernvoraussetzungen und Interessen sowie von sozioökonomischen und familiären Hintergründen. Zur Unterschiedlichkeit letzterer gehören nicht zuletzt die familiären Migrationsgeschichten, die Migrationserfahrungen auf Seiten der Kinder und Jugendlichen umfassen können. Der Mikrozensus beziffert für das Jahr 2008 den Gesamtanteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund mit 19 Prozent. Wendet man sich den bis zu 25-Jährigen zu, dann fällt diese Zahl mit rund 28 Prozent noch höher aus. Dabei zählen zu den Menschen mit Migrationshintergrund für den Mikrozensus „alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil“.<sup>7</sup>

Mithin stellt die Kategorie Migrationshintergrund selbst eine durch und durch heterogene Kategorie dar, denn sie umfasst nicht nur Personen unterschiedlicher Nationalität, Ethnie, Sprache, Religion oder Weltanschauung, sondern auch Personen mit unterschiedlichen Gründen für die Zuwanderung sowie unterschiedlichen Wünschen im Hinblick auf eine Integration in die „aufnehmende Gesellschaft“.<sup>8</sup> Nicht zuletzt umfasst diese Kategorie Personen mit unterschiedlichen historischen Hintergründen, was auch mit besonderen Wertungen, Rahmungen und

<sup>6</sup> Vgl. Rudolf Leiprecht/Anne Kerber (Hrsg.), *Schule in der Einwanderungsgesellschaft*, Schwalbach/Ts. 2005; Elfriede Billmann-Mahecha/Carlos Kölbl, *Bildungseinrichtungen*, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann/Doris Weidemann (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*, Stuttgart-Weimar 2007.

<sup>7</sup> Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2008*. Fachserie 1, Reihe 2.2 – 2008, Wiesbaden 2010, S. 6.

<sup>8</sup> Ob und inwieweit Integration gelingt und nicht Assimilation, Separation oder Segregation geschieht, ist selbstverständlich nicht allein von den Zugewanderten abhängig, sondern auch von der Verfasstheit der aufnehmenden Gesellschaft; vgl. John W. Berry, *A psychology of immigration*, in: *Journal of Social Issues*, 57 (2001) 3, S. 615–631.

Deutungen „ein und desselben“ historischen Phänomens einhergehen kann. Hier gilt es, eine „Warntafel“ aufzustellen: Zwar kann der Migrationshintergrund ein Indikator für deutliche kulturelle Differenz sein, muss dies aber nicht zwangsläufig, genauso wenig, wie es unterschiedliche nationale Zugehörigkeiten sein müssen. So mag sich eine Studentin der Leibniz Universität Hannover mit einer Studentin der Universidad Nacional Autónoma in Mexiko-Stadt selbstverständlicher und problemloser verständigen können als mit dem Wirt einer Kneipe in einem Dorf in der Fränkischen Schweiz.<sup>9</sup> Dennoch: Die Wahrscheinlichkeit, mit divergierenden Formen und Inhalten historischen Erinnerns in schulischen Kontexten bereits auf der Ebene alltäglicher Interaktion mit Migrantinnen und Migranten in Berührung zu kommen, dürfte vergleichsweise hoch sein. Dabei ist an alle möglichen Formen und Inhalte historischen Erinnerns gedacht, also keineswegs bloß an besonders komplexe und elaborierte geschichtliche Erzählungen, sondern ebenso an eher rudimentäre Wissensbestände oder kulturspezifisch variable narrative Abkürzungen.

Schüler- und Jugendaustauschprogramme sowie Klassenfahrten sind ein weiterer Generator von Erfahrungen der Heterogenität im Hinblick auf historisches Erinnern und gehören ebenfalls zum Alltag vieler Schülerinnen und Schüler.<sup>10</sup> Größter Beliebtheit erfreuen sich die USA und andere englischsprachige Länder wie Australien, Neuseeland und Kanada.<sup>11</sup> So betreut der American Field Service jedes Jahr ca. 1200 Schülerinnen und Schüler aus Deutschland.<sup>12</sup> Auch Frankreich ist nach wie vor ein beliebtes Austauschland: Seit 1963 hat das Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW) rund acht Millionen jungen Deut-

<sup>9</sup> In der Interkulturellen Pädagogik ist in diesem Zusammenhang von der Wirksamkeit unterschiedlicher Differenzlinien bzw. der fallweise unterschiedlichen Bedeutung von Differenzlinien die Rede, die in Intersektionalitätsanalysen in ihrem komplexen Wechselspiel aufzuklären seien; vgl. Marianne Krüger-Potratz, *Interkulturelle Bildung. Eine Einführung*, Münster 2005; Rudolf Leiprecht/Helma Lutz, *Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht*, in: R. Leiprecht/A. Kerber (Anm. 6).

<sup>10</sup> Vgl. Alexander Thomas, *Jugendaustausch*, in: J. Straub et al. (Anm. 6).

<sup>11</sup> Vgl. [www.karriere-im-ausland.de/programme/schueleraustausch](http://www.karriere-im-ausland.de/programme/schueleraustausch) (11. 5. 2010).

<sup>12</sup> Vgl. [www.afs.de/ueber-afs/verein.html](http://www.afs.de/ueber-afs/verein.html) (11. 5. 2010).

schon und Franzosen die Teilnahme an rund 270 000 Austauschprogrammen ermöglicht. Das DFJW fördert jedes Jahr mehr als 11 000 Begegnungen (mehr als 6500 Gruppenaustauschprogramme und rund 4300 Individualaustauschprogramme), an denen rund 200 000 Jugendliche teilnehmen.<sup>13</sup>

Im Hinblick auf historisches Erinnern ist hierbei mindestens an folgende Phänomene zu denken: Zunächst werden Schülerinnen und Schüler während eines Auslandsaufenthaltes im Geschichtsunterricht der Schule, die sie besuchen, mit möglicherweise andersartigen Formen und Inhalten historischen Erinnerns in Kontakt gebracht. Ferner partizipieren sie als mehr oder weniger teilnehmende Beobachter an einer mindestens partiell fremden Geschichtskultur. Fremde oder andersartige geschichtskulturelle Praktiken finden etwa an nationalen Feiertagen ihren Ausdruck oder an dem jeweiligen Umgang mit Denkmälern und historischen Stätten. Und schließlich werden deutsche Jugendliche im Ausland bisweilen mit Deutungen der jüngeren deutschen Vergangenheit konfrontiert, die ihrem Selbstverständnis widersprechen und sie zu einer neuartigen Auseinandersetzung mit Identifizierungszumutungen „als Deutsche“ führen können.

Das schulische „Kerngeschäft“, der Unterricht, kann selbstverständlich ebenfalls eine bedeutsame Rolle für die Auseinandersetzung mit historischem Erinnern im Zeichen von Migration und Globalisierung spielen. Erwähnt seien hier lediglich die Arbeit mit Quellen ganz unterschiedlichen Alters und kultureller Provenienz, bestimmte thematische Zuspitzungen (z.B. Migration vom Kaiserreich bis heute) oder das Bedenken welt- und globalgeschichtlicher Perspektiven. Ich komme hierauf zurück. Zunächst seien einige Schlaglichter auf empirische Erkundungen im hier interessierenden Feld geworfen.

## Empirische Erkundungen

In schroffem Kontrast zur gesellschaftlichen und individuellen Relevanz der Thematik sind empirische Studien zum historischen Erinnern im Zeichen von Migration und Glo-

<sup>13</sup> Vgl. [www.dfjw.org/zahlen](http://www.dfjw.org/zahlen) (11. 5. 2010).

balisierung noch Mangelware.<sup>14</sup> Anders als man vermuten könnte, trifft dies nicht allein für den deutschsprachigen Raum zu, sondern ebenfalls für klassische Einwanderungsgesellschaften wie die USA oder Kanada.

So widmet sich Terry Epstein<sup>15</sup> beispielsweise den historischen Perspektiven US-amerikanischer Schüler einer 11. Klasse in Abhängigkeit von ihrem Hintergrund als *African* bzw. *European Americans*. Die Daten verweisen auf zentrale Unterschiede in der Wahrnehmung der Geschichte der USA, etwa im Hinblick auf die Einschätzung sekundärer historischer Quellen. Die befragten *African Americans* messen der Familie, die *European Americans* Lehrern und Schulbüchern größere Glaubwürdigkeit bei. Einer vorwiegend „European-American“-dominierten Schule (curricular und von den Lehrpersonen) kann – so die Wahrnehmung der *African Americans* – im Hinblick auf Fragen der afroamerikanischen Geschichte nicht so sehr getraut werden wie den eigenen Familienangehörigen, die „hautnah“ über bestimmte auch historisch bedeutsame Erfahrungen verfügen, etwa solche des Rassismus, der Marginalisierung, der Unterdrückung und der Exklusion. Eine solche Diskontinuität zwischen „offizieller“ und „eigentlicher“ Geschichte nehmen die *European Americans* dagegen nicht wahr. Als Konsequenz aus den empirischen Analysen verwirft Epstein Geschichtscurricula, die lediglich die Historie der *European Americans* präsentieren, aber auch solche (selteneren) curricularen Vorschläge, die andererseits eine afroamerikanische Zentrierung vornehmen. Ihr Plädoyer läuft auf einen Unterricht hinaus, der die komplexen, von Macht, Asymmetrie und Konflikten bestimmten Beziehungen aller in den USA lebenden Ethnien berücksichtigt.

Peter Seixas<sup>16</sup> analysiert Interviews, die er mit kanadischen Schülerinnen und Schü-

<sup>14</sup> Vgl. – auch zur empirischen Geschichtsbewusstseinsforschung allgemein – Carlos Kölbl, Geschichtsbewusstsein – Empirie, in: Michele Barricelli/Martin Lücke (Hrsg.), Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Schwalbach/Ts. 2010 (im Druck).

<sup>15</sup> Vgl. Terry Epstein, Deconstructing differences in African-American and European-American adolescents' perspectives on U.S. history, in: Curriculum Inquiry, 28 (1998) 4, S. 397–424.

<sup>16</sup> Vgl. Peter Seixas, Historical understanding among adolescents in a multicultural setting, in: Curriculum Inquiry, 23 (1993) 3, S. 301–327.

lern einer 11. Klasse geführt hat, sowie Daten aus seiner teilnehmenden Beobachtung dieser Schulklasse. Die Jugendlichen, die selbst oder deren Eltern aus unterschiedlichen Ländern stammen – Indien, Portugal, Hongkong und Chile –, besuchen eine multikulturell zusammengesetzte Schule einer kanadischen Stadt. Sein Hauptbefund besagt, dass familiäre Erfahrungen einen außerordentlich starken Einfluss auf die Art und Weise haben, wie die Schülerinnen und Schüler über historische Bedeutsamkeit, Evidenz und Autorität, Handlungsfähigkeit, Empathie und Moral in historischen Kontexten denken. Allerdings werde dieser Einfluss im schulischen Geschehen, namentlich im Geschichtsunterricht, nicht bemerkt und folglich auch nicht pädagogisch fruchtbar gemacht. Durch die schulische Nicht-Berücksichtigung familiärer Geschichtskonstruktionen würden bedeutsame pädagogische Chancen vertan, und der Unterricht ziele an den existentiellen Sorgen, Befürchtungen und Fragen der Schüler vorbei. Für das Gelingen eines Unterrichts, welcher die Herausforderungen multikultureller Klassen ernst nehme, sei in jedem Falle entscheidend, dass gemeinsame Verfahrensregeln (zur Einschätzung historischer Evidenz und zur vernunftgeleiteten historischen Interpretation) etabliert würden, mit deren Hilfe die heterogenen historischen Erfahrungen diskutiert und aufeinander bezogen werden könnten; ansonsten drohten eine Beliebigkeit historischer Mythen sowie Verzerrungen.

Hierzulande dürfen die Arbeiten von Viola Georgi und Johannes Meyer-Hamme besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Viola Georgi<sup>17</sup> untersucht Geschichtsbilder zur NS-Vergangenheit von jungen Migrantinnen und Migranten mit Hilfe narrativ bzw. episodisch orientierter Interviews. Im Ergebnis arbeitet sie vier Typen von Geschichtsbezügen heraus: Typ I – Fokus: Opfer der NS-Verfolgung; Typ II – Fokus: Zuschauer, Mitläufer und Täter im Nationalsozialismus; Typ III – Fokus: eigene ethnische Gemeinschaft; Typ IV – Fokus: Menschheit. Auffällig ist in jedem Fall, dass es sich bei den von

<sup>17</sup> Vgl. Viola B. Georgi, Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003; vgl. auch dies., Jugendliche aus Einwandererfamilien und die Geschichte des Nationalsozialismus, in: APuZ, (2003) 40–41, S. 40–46.



Georgi untersuchten Jugendlichen um an historischen Phänomenen, speziell der NS-Geschichte, sehr interessierte Personen handelt. Dieses Interesse wird im Geschichtsunterricht deutlich, bei manchen Interviewten auch an der Teilnahme an außerschulischen Projekten, etwa einer freiwilligen Gedenkstättenfahrt (in den Herbstferien) oder der Teilnahme an einer Projektwoche zu „Jüdischen Spuren in Frankfurt“. Alle Interviewpartner setzen sich intensiv mit der NS-Geschichte auseinander; für manche trägt diese Auseinandersetzung stark identitätskonstitutive Züge, nimmt die Beschäftigung mit diesem Teil der deutschen Vergangenheit gar die Rolle eines „Eintrittsbillets“ in die deutsche Gemeinschaft<sup>18</sup> an. Als praktische Konsequenz schwebt der Autorin eine historisch orientierte Menschenrechtsbildung vor.

Eigene Sondierungen zu Repräsentationen der NS-Vergangenheit bei jungen Migrantinnen und Migranten<sup>19</sup> zeigen demgegenüber, dass die Rolle des Eintrittsbillets nur eine – zudem eine möglicherweise recht voraussetzungsvolle – Repräsentation der NS-Vergangenheit darstellt. Andere Repräsentationen kreisen um die NS-Vergangenheit als touristischer Hintergrund, als Geschichte Hitlers oder als Lieferantin von Analogien und Interpretationsfolien. Dabei gibt es keine einfache Aufteilung zwischen einem „migrantischen“ und einem „einheimischen“ historischen Erinnern.

Johannes Meyer-Hamme<sup>20</sup> schließlich rekonstruiert in fünf Fallanalysen historische Lernprozesse von Schülerinnen und Schülern

<sup>18</sup> V.B. Georgi, *Entliehene Erinnerung* (ebd.), S. 302.

<sup>19</sup> Vgl. Carlos Kölbl, *Zum Nutzen der dokumentarischen Methode für die Hypothesen- und Theoriebildung in der empirischen Geschichtsbewusstseinsforschung*, in: Hilke Günther-Arndt/Michael Sauer (Hrsg.), *Geschichtsdidaktik empirisch. Untersuchungen zum historischen Denken und Lernen*, Berlin 2006; ders., „Auschwitz ist eine Stadt in Polen“. Zur Bedeutung der NS-Vergangenheit im Geschichtsbewusstsein junger Migrantinnen und Migranten, in: Michele Barricelli/Julia Hornig (Hrsg.), *Aufklärung, Bildung, „Histotainment“? Zeitgeschichte in Unterricht und Gesellschaft heute*, Frankfurt/M. 2008.

<sup>20</sup> Vgl. Johannes Meyer-Hamme, *Historische Identitäten und Geschichtsunterricht. Fallstudien zum Verhältnis von kultureller Zugehörigkeit, schulischen Anforderungen und individueller Verarbeitung*, Idstein 2009.

lern mit und ohne Migrationshintergrund, die einen Geschichtsleistungskurs besuchen. Dabei macht er deutlich, dass der kulturellen Zugehörigkeit der Untersuchungsteilnehmer eine große Bedeutung in ihren historischen Sinnbildungsprozessen zukommen kann, aber keineswegs muss. Als Schlussfolgerungen für die didaktische Praxis fordert Meyer-Hamme unter anderem die sensible Berücksichtigung kultureller Zugehörigkeiten, die mitbestimmen, wie am Geschichtsunterricht partizipiert werden kann, und warnt zugleich vor „Kulturalisierungsfallen“,<sup>21</sup> also der stereotypen Reduzierung von Schülerinnen und Schüler auf eine Rolle als „Träger einer Kultur“.

Neben den erwähnten Untersuchungen, die der Rolle des Migrationshintergrunds für das historische Erinnern nachgehen, wären verstärkte Bemühungen um weitere Formen dezidiert kulturinkludierender Studien zum historischen Erinnern von Interesse. Das wären zum einen international bzw. kulturvergleichend angelegte Studien, Analysen, die um die Affinitäten zwischen historischem Erinnern und interkulturellem Lernen in prinzipieller Hinsicht kreisen sowie Arbeiten zur Rekonstruktion historischer Sinnbildungsprozesse im Zuge von Auslandsaufenthalten.<sup>22</sup>

<sup>21</sup> Auf diese Gefahr hat Bettina Alavi immer wieder nachdrücklich hingewiesen; vgl. z. B. Bettina Alavi, *Geschichtsunterricht in der multiethnischen Gesellschaft. Eine fachdidaktische Studie zur Modifikation des Geschichtsunterrichts aufgrund migrationsbedingter Veränderungen*, Frankfurt/M. 1998.

<sup>22</sup> International bzw. kulturvergleichende Studien haben etwa vorgelegt: Keith C. Barton, *A sociocultural perspective on children's understanding of historical change: Comparative findings from Northern Ireland and the United States*, in: *American Educational Research Journal*, 38 (2001), S. 881–913; Magne Angvik/Bodo von Borries (eds.), *Youth and history. A comparative survey on historical consciousness and political attitudes among adolescents*, Hamburg 1997; was Affinitäten zwischen historischem Erinnern bzw. Lernen und interkulturellem Lernen anbelangt, ist etwa auf die Bedeutung von Fremdheits- und Differenzsensibilität hinzuweisen, die für beide Lernformen zentral ist; vereinzelt Hinweise auf die Bewusstwerdung bestimmter Facetten der eigenen nationalen Geschichte und ihrer Wahrnehmung durch Angehörige anderer Nationalitäten im Zuge von Schüler- bzw. Jugendaustausch finden sich etwa bei Alexander Thomas/Celine Chang/Heike Abt, *Erlebnisse, die verändern. Langzeitwirkungen der Teilnahme an internationalen Jugendbegegnungen*, Göttingen 2007.

## Kulturell sensibles historisches Erinnern

Es ist deutlich geworden: Die Autoren der referierten Studien belassen es nicht bei der Identifikation empirischer Tatbestände, sondern formulieren auf ihrer Grundlage Vorschläge für eine Veränderung des Geschichtsunterrichts im Hinblick auf ein kulturell sensibles historisches Erinnern. Solche Vorschläge überschreiten eine „bloß“ deskriptive in Richtung auf eine dezidiert normative Ebene. Sie stellen empirisch genährte Antwortversuche auf die Herausforderungen, die von Prozessen der Migration und der Globalisierung für die Schule ausgehen, dar. Diese Herausforderungen sollen hierzulande – so die Kultusministerkonferenz (KMK) in einem Beschluss vom Oktober 1996 – nicht im Rahmen eines eigenständigen Schulfaches aufgegriffen und produktiv bearbeitet werden. Vielmehr soll interkulturelles Lernen als schulische Querschnittsaufgabe begriffen werden, die in allen Fächern, fachübergreifend, in Projektunterricht sowie anderen Schulaktivitäten immer wieder zum Zuge kommt.<sup>23</sup> Dieser Forderung fühlen sich verstärkte fachdidaktische Bemühungen zur interkulturellen Öffnung der Schulfächer verpflichtet.<sup>24</sup> Im Hinblick auf ein kulturell sensibles historisches Erinnern sind einschlägige präskriptiv-didaktische Überlegungen aus dem Bereich der Geschichtsdidaktik von besonderem Interesse, die zum Teil über die oben referierten empirisch genährten normativen Vorschläge hinausgehen, sich streckenweise aber auch mit ihnen überlappen.

So schlagen Bettina Alavi und Bodo von Borries<sup>25</sup> eine Reihe von Lernzielen und Methoden zur interkulturellen Öffnung des Geschichtsunterrichts vor. Als Lernziele formulieren sie etwa das Training von Perspektivenwechsel, das Ertragen von Ambivalenz und Unterschieden sowie die Wahrnehmung des „Fremden im Eigenen“ und

<sup>23</sup> Vgl. KMK, Stellungnahme, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), *Interkulturelles Lernen*, Bonn 1998.

<sup>24</sup> Vgl. Hans H. Reich/Alfred Holzbrecher/Hans-Joachim Roth (Hrsg.), *Fachdidaktik interkulturell*, Opladen 2000.

<sup>25</sup> Vgl. Bettina Alavi/Bodo v. Borries, *Geschichte*, in: H. H. Reich u. a. (ebd.).

des „Eigenen im Fremden“. Als hilfreiche Methoden für die Erreichung dieser Ziele sehen die Autoren das Durcharbeiten möglichst kontroverser Materialien, Kulturvergleiche sowie eine kultur- und sprachensible Gesprächsführung der Lehrkräfte an. Sinnvoll dürfte hier auch schon eine „Hausaufgabe“ sein, die Marianne Krüger-Potratz ihren Studierenden im Rahmen von Lehrveranstaltungen zur Interkulturellen Bildung aufgibt: „Vergegenwärtigen Sie sich ihre Familiengeschichte über mehrere Generationen unter der Perspektive kultureller, ethnischer, nationaler und sprachlicher Heterogenität.“<sup>26</sup>

An einschlägigen Themen, an denen mit den von Alavi und von Borries genannten Methoden gearbeitet werden könnte, besteht im Geschichtsunterricht kein Mangel. Alavi und von Borries heben etwa die folgenden Themenkomplexe hervor: Kulturkontakte und Kulturzusammenstöße (z. B. die „Kreuzzüge“), Fremdheit, Differenzenerfahrung und Projektion (z. B. Rassismus), Minderheiten, Migration und Massaker (z. B. Judentum in Europa) sowie individuelle und kollektive Identitätsbildungsprozesse (z. B. die Erfindung des Nationenkonzepts). Etwas anders gewendet kann auch gesagt werden, dass ein kulturell sensibles Erinnern bzw. ein (inter-)kulturell aufgeklärtes Geschichtsbewusstsein eines ist oder sein sollte;<sup>27</sup> das Konstituenten einer allgemeinen (inter-)kulturellen Kompetenz umfasst; einen weiten Fokus hat, mithin die Grenzen eines lediglich auf die eigene Nation oder den eigenen „Kulturkreis“ beschränkten geschichtlichen Horizontes sprengt und damit auf welt- und globalgeschichtliche Perspektiven zielt;<sup>28</sup> die Geschichte der Einheimischen, die Geschichte der Eingewanderten sowie die Geschichte ihres Verhältnisses zueinander enthält, was

<sup>26</sup> M. Krüger-Potratz (Anm. 9).

<sup>27</sup> Vgl. Carlos Kölbl, *Mit und ohne Migrationshintergrund. Zum Geschichtsbewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft*, in: Viola B. Georgi/Rainer Ohliger (Hrsg.), *Crossover Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft*, Hamburg 2009, S. 71.

<sup>28</sup> Vgl. Susanne Popp, „... the examination of local phenomena from a global point of view ...“. *Didaktische Potentiale welt- und globalgeschichtlicher Perspektiven für das historische Lernen*, in: *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 14 (2005) 2, S. 343–363.

sich etwa in der Betrachtung der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte (auch) als Migrationsgeschichte äußern könnte;<sup>29</sup> die starke Verflochtenheit weltgeschichtlicher Prozesse und die mindestens partielle Unabgeschlossenheit kultureller Lebensformen erkennt (das „Eigene im Fremden“, das „Fremde im Eigenen“).

## Fazit

Es ist nicht originell und angesichts des hier Ausgeführten auch überaus nahe liegend: Ist man aus wissenschaftlicher wie praktischer Perspektive am historischen Erinnern von Schülerinnen und Schülern im Zeichen von Migration und Globalisierung interessiert, kommt man nicht umhin, sich eine deutliche Verbreitung unseres hierauf gerichteten, empirisch fundierten Wissens und weitere Bemühungen um didaktisch anspruchsvolle und tragfähige Konzepte sowie deren Implementation und Evaluation zu wünschen. Gerade im Hinblick auf den letztgenannten Punkt kann man nach wie vor feststellen, dass noch immer eine (gut gemeinte) Vorstellung interkultureller Bildung (von der ein kulturell sensibles historisches Erinnern einen Sonderfall darstellt) vorherrscht, die auf „multikulturelle Feste“ mit Speisen und Musik aus anderen Ländern abstellt, damit aber oftmals eher klischeehaften Zuschreibungen Vorschub leistet als zu tatsächlichen Bildungsprozessen beizutragen.

Viel wäre gewonnen, wenn sich die Einsicht in die Wichtigkeit eines kulturell sensiblen historischen Erinnerns auf breiter Ebene durchsetzen würde. Damit einhergehend müsste der Domäne Geschichte im Schulkontext eine weitaus größere Anerkennung zuteil werden, als das bislang in einem Klima der Fall ist, in dem das „Nebenfach“ Geschichte noch viel zu oft als ein bloßes – und wenn es darauf ankommt: auch weitgehend verzichtbares – „Lernfach“ diskreditiert wird.

<sup>29</sup> Vgl. Jan Motte/Rainer Ohliger/Anne von Oswald (Hrsg.), 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte, Frankfurt/M. 1999.

Thomas Großbölting

# Die DDR im vereinten Deutschland

Eine schräge Geschichte“ bietet die deutsche Hauptstadt, ließ die britische DDR-Historikerin Mary Fulbrook im Juli 2007 im „Tagesspiegel“ vermelden.

Beim Blick auf den Stadtplan sei ihr ein großes Missverhältnis aufgefallen. Natürlich gebe es eine ganze Reihe von Erinnerungsorten, Gedenkstätten und Museen, aber: „Die Touristengeschichten, die (dort)

erzählt werden, führen in die Irre“, so Fulbrook. 80 Prozent der DDR-Bevölkerung kämen in den Darstellungen und Arrangements von Gedenkstätten und Museen nicht vor. Fast immer gehe es stattdessen um hohe Funktionen auf der einen, profilierte Intellektuelle auf der anderen Seite, während die mittlere Ebene der Gesellschaft kaum berücksichtigt werde. Zudem mache die Fixierung auf die Unterdrückungsinstrumente Mauer und Staatssicherheit aus allen DDR-Bürgern Opfer. Komplizentum und Einverständnis blieben außen vor. „Konnte man in der Diktatur glücklich sein, zu welchem Preis und mit welchen Kosten?“ Fragen wie diese mit potenziell offenen Antworten würden an den Orten des Erinnerns nicht angeregt. Ebenso sei die Opposition an der Basis in ihrer wichtigen Rolle nicht angemessen repräsentiert. Selbst die Zionskirche in Mitte, Standort der oppositionellen Umweltbibliothek, sei für Berlin-Besucher als historischer Ort nicht ausgewiesen.<sup>1</sup>

### Thomas Großbölting

Dr. phil., geb. 1969; Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Historisches Seminar, Domplatz 20–22, 48143 Münster. thomas.grossboelting@uni-muenster.de

Schon Mitte der 1960er Jahre formulierten drei Redakteure der „Zeit“ ihre Eindrücke

<sup>1</sup> Markus Hesselmann, Eine schräge Geschichte. Berlin, geprägt von Stasi und Mauer? Die britische Historikerin Mary Fulbrook kritisiert das Geschichtsbild der Hauptstadt, in: Tagesspiegel vom 18. 7. 2007.

von einem Besuch in der DDR unter dem Titel „Reise in ein fernes Land“.<sup>¶</sup> Mittlerweile sind die beiden Teilstaaten seit fast zwanzig Jahren wiedervereint, die deutschen Gesellschaften Ost und West gemeinsam auf dem Weg, um ein Verhältnis zur DDR-Vergangenheit zu finden. Nicht nur die touristischen Empfehlungen Fulbrooks zeigen, dass die Reise dorthin schwieriger, verworrener ist, als zunächst angenommen. Die verflossene Zeit hat das Land mehr und mehr in die Ferne gerückt, aber ohne dass die Gegenwart dadurch Abstand zu ihr gewonnen hätte. Die DDR als Vergangenheit bleibt präsent, nicht flächendeckend und nicht immer, aber doch unübersehbar für jeden, der das wiedervereinte Deutschland, seine Selbstverständigungsdebatten und seine kulturellen wie geschichtskulturellen Inszenierungen in den Blick nimmt.

Die Erinnerung an die DDR ist vielfältig und vielschichtig, oftmals sogar so diversifiziert und unverbunden, dass sich das Bild von ihr in verschiedenste Facetten auflöst. War die DDR ein Schurkenstaat, in der „die Stasi (...) doch wohl charakteristischer (...) gewesen (ist) als die Kinderkrippen“?<sup>¶</sup> Müssen wir, sollten wir oder wollen wir die Institutionen und Akteure von Macht und Repression besonders zeigen? Stasi, Mauer und SED als die Zwangsinstrumente des Realsozialismus? Oder betonen wir stattdessen eine andere Facette der DDR, die schon bundesdeutsche Zeitgenossen der 1960er Jahre als „eine Art Freilichtmuseum deutscher Vergangenheit“ beschrieben haben? „Das Deutschland von Anno dazumal ist dort konserviert, das Zeitalter der Fußgänger und Bierkutscher noch nicht zu Ende“, schrieb Marion Gräfin Dönhoff 1964.<sup>¶</sup> Zeitgenössisch wurde die Schrift vor allem als Vorboten der Entspannungspolitik charakterisiert. Zugleich aber stand sie am Anfang eines DDR-Bildes, das durch das Staunen über den so anderen deutschen Staat geprägt war.

Das Bild von der DDR als „fernes Land“ und dem dort vorzufindenden Kabinett des Skurrilen haben die „Ostalgie“-Filme wieder aufgenommen. Insbesondere Leander

Hausmann hat mit „Sonnenallee“ ein Bild der DDR auf Zelluloid gebannt, welches die Diktatur zwar nicht völlig ausblendet, aber doch das Bunte, Skurrile, ja auch das Amüsante in den Vordergrund rückt. Der Filmmacher lässt seinen Hauptprotagonisten, Michael Ehrenreich, am Ende des Streifens erklären: „Es war einmal ein kleines Land namens DDR. Es war die schönste Zeit meines Lebens, denn ich war jung und verliebt.“ Insbesondere dieses private Erinnern in der Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis, welches die lebensweltliche Seite betont, scheint inkommensurabel mit dem DDR-Bild, welches die Politik im engeren Sinne wie auch die von ihr installierten und finanzierten Aufarbeitungsinstitutionen mit ihrer Konzentration auf Macht und Repression zu etablieren suchen. Warum eigentlich soll der Alltag in der DDR grau gewesen sein? Und wenn ja, ist er denn heute bunter? In vielen Diskussionen um die Frage „Was war die DDR?“ tauchen diese Fragen auf und zeigen, in welcher Spannung beide Vergewärtigungsstränge miteinander stehen.

## Wahrheitsfindung ja, Versöhnung nein?

Ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beobachten die „Reise in ein fernes Land“, welches das wiedervereinte Deutschland unternimmt, genau und stellen der Geschichtspolitik und Aufarbeitungsszene für diesen Prozess der Wiederannäherung keine guten Zeugnisse aus. Während die Geschichte der DDR deutlich weniger Interesse ausländischer Forscherinnen und Forscher findet als etwa die Geschichte des Nationalsozialismus, übt das wiedervereinte postdiktatorische Deutschland großen Reiz aus. Politologen, Sozialwissenschaftler, Historiker und Vertreterinnen und Vertreter anderer kultursensibler Disziplinen konstatieren mindestens zwei Tendenzen.

Zum einen gibt es einen großen Konsens darüber, wie vielfältig und umfassend die Bemühungen zur „Aufarbeitung“ nicht nur des Nationalsozialismus, sondern auch der Geschichte der SED-Diktatur gewesen seien. Dabei werden nicht nur die großen personellen und finanziellen Bemühungen angeführt, die insbesondere von Staats wegen mobilisiert wurden. Außer Frage steht auch, dass es einen starken gemeinsamen Willen der politischen Klasse zur Aufarbeitung gab. James McAdams beispielsweise resümiert diese Auffassung,

¶ Vgl. Marion Gräfin Dönhoff/Rudolf Walter Leonhardt/Theo Sommer, *Reise in ein fernes Land*, Hamburg 1964.

¶ Horst Möller, *Trabi, Stasi, Kinderkrippen*, in: *Rheinischer Merkur* vom 22. 6. 2006, S. 24.

¶ M. Dönhoff et al. (Anm. 2), S. 98.

wenn er betont, dass es kaum möglich sei, einen anderen Staat zu finden, „der so rasch so unterschiedliche Schritte gegangen ist, um mit der Vergangenheit ins Reine zu kommen“.<sup>¶</sup>

Zum anderen aber bleibt bei vielen dieser Autorinnen und Autoren eine zweite Schnittmenge. In dieser sammelt sich Unbehagen an dem, was man beobachtet: eine zweite Chance, die nicht ergriffen wurde, so Anne S'adah,<sup>¶</sup> die Kolonisierung des Ostens, so Paul Cooke,<sup>¶</sup> oder das ebenso scharfsinnige wie eindeutige Fazit des australischen Deutschlandexperten Andrew Beattie: „Which lessons to learn from the Germans?“ Vorbilder werden gesucht für die Aufnahme postkommunistischer Beitrittskandidaten in die Europäische Union, da gilt es, aus der deutschen Erfahrung zu lernen. Beattie wendet sich vehement gegen die Vorstellung, in Deutschland habe es eine mustergültige Vergangenheitsaufarbeitung gegeben. Er vermisst insbesondere Multiperspektivität, Selbstkritik und Selbstreflexion. Verlautbarungen des politischen Berlins und der Aufarbeitungsinstitutionen seien geprägt gewesen durch „oversimplified western success stories“ auf der einen und „eastern horror stories“ auf der anderen Seite. Im Prozess der Aufarbeitung habe man aktuelle Wert- und Moralvorstellungen in hohem Maße in die Geschichte projiziert und auf diese Weise den Einigungsprozess durch politische und symbolische Disparitäten stark belastet. Statt einer möglichen integrativen Erinnerungskultur seien ostdeutsche Erfahrungen durch eine fälschlich glorifizierte Westnorm an die Seite gedrückt worden. Für ein sich nach Osten erweiterndes Europa könne dieses kein Modell sein, so die ebenso klare wie ernüchternde Schlussfolgerung Beatties.<sup>¶</sup>

Diese Argumentation findet Unterstützung selbst bei solchen Autoren, die den Prozess der Wiedervereinigung insgesamt als gelungen

¶ James McAdams, *Judging the Past in Unified Germany*, Cambridge 2001, S. 1.

¶ Vgl. Anne S'adah, *Germany's Second Chance. Truth, Justice and Democratization*, Cambridge 1998.

¶ Vgl. Paul Cooke, *Representing East Germany Since Unification: From Colonization to Nostalgia*, London 2005.

¶ Vgl. Andrew H. Beattie, *Learning from the Germans? History and Memory in German and European Discourses of Integration*, in: PORTAL. *Journal of Multidisciplinary International Studies*, 4 (2007) 2, S. 18. Vgl. auch ders., *Playing Politics with History. The Bundestag Inquiries into East Germany*, New York 2008.

beurteilen und davon ausgehen, dass sich die beiden Teilgesellschaften immer stärker annähern werden. In einem Punkt aber seien die Disparitäten zwischen Ost und West ungeachtet aller Fortschritte eher stärker als schwächer geworden: in dem der Beurteilung der Vergangenheit.<sup>¶</sup> „Truth without reconciliation“ – Wahrheitsfindung ja, Versöhnung nein, so das wenig schmeichelhafte Resümee, welches Jennifer Yoder aus den Bemühungen der Enquete-Kommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und ihrer Folgen gezogen hat.<sup>¶</sup> Haben wir mit „unserer“ Geschichtspolitik und den Aufarbeitungsaktivitäten die verschiedenen Reisegruppen eher auseinandergelöst als auf ein gemeinsames Ziel hin gesteuert? Im Folgenden sollen zwei Tendenzen skizziert werden, welche die skizzierten Schwierigkeiten mit verursachen oder gar befördern: die allzu offensichtliche Instrumentalisierung von Vergangenheit einerseits, die Virtualisierung von Erinnerung andererseits.

## Schlachten von gestern und Schüler von heute

Geschichtspolitik heute ist ein Betätigungsfeld mit einer eigenen Entwicklung. Die Thematisierung der diktatorischen Vergangenheit, wie sie nach 1990 vom Staat wie auch von den Akteuren der Zivilgesellschaft betrieben wurde, fand immer auf dem Vorbild der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus statt, wie sie in der alten Bundesrepublik betrieben worden war. Zwar steht eine Untersuchung zu den Protagonisten der Aufarbeitungsbranche noch aus, doch zeigt schon ein kurzer Blick auf die Szene, dass es, neben der Konkurrenz der Opfer- und Betroffenenverbände, auf der Ebene der Gedenkstätten und ähnlicher Einrichtungen viele personelle Überschneidungen oder gar Wechselbezie-

¶ Vgl. Laurence McFalls, *Illegitimate Unions? German and European Unifications Viewed in Comparative Perspective*, in: John Breuilly/Ronald Speirs (eds.), *Germany's Two Unifications*, Basingstoke 2005; John S. Brady/Sarah Elise Wiliarty, *How Culture matters*, in: *German Politics & Society*, 20 (2002), S. 4.

¶ Vgl. Jennifer A. Yoder, *From East Germans to Germans? The New Postcommunist Elites*, Durham, NC 1999; *Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“*, Bd. 1: Anträge, Debatten, Bericht; Bd. 2: Machtstrukturen und Entscheidungsmechanismen im SED-Staat und die Frage der Verantwortung, beide Baden-Baden 1995.

hungen gibt.<sup>11</sup> Zudem war Geschichtspolitik ein Element der friedlichen Revolution selbst: Die Opposition wie auch die Demonstrationsbewegung zielten 1989 und 1990 natürlich vorrangig auf die Stasi, deckten deren Monströsität ebenso auf wie die von diesem Apparat begangenen Verbrechen. Man wehrte sich mit dem Instrument der öffentlich gemachten Gegenwart und Geschichte gegen den Repressionsapparat, der zu diesem Zeitpunkt immer noch eine reale Bedrohung darstellte.

Es wären weitere Faktoren zu nennen, die in der öffentlichen Darstellung der DDR-Vergangenheit den Gestus des Delegitimierens insbesondere in den frühen 1990er Jahren befördert haben, zum Teil mit guten Gründen. Gegenwärtig scheint mir die Situation indes verändert zu sein: Wir müssen die DDR nicht oder zumindest nicht mehr delegitimieren. Das hat das System selbst getan, und es reicht die nüchterne Darstellung der Fakten, um dieses zu zeigen. Dass das Leichengift der Diktatur die politische Kultur, das zivilgesellschaftliche Engagement unserer Demokratie beeinträchtigt, sehe ich nirgends. Die direkt ins Politische zielenden Initiativen der Geschichtsklitterung, wie sie etwa von Organisationen wie dem Insiderkomitee oder anderen Zusammenschlüssen von Altkadern der Staatssicherheit betrieben werden, wird man aufmerksam beobachten müssen und dann gegensteuern, wenn diese tatsächlich Wirkung zu entfalten drohen. Aktuell scheint mir dieses politisch rückwärtsgewandte Denken keinerlei gesellschaftliche Resonanz zu finden, so dass sich diese Haltung überleben wird. Deswegen wirkt auch gelegentlich verbreiteter Alarmismus höchst künstlich. Parolen wie „Die Täter sind unter uns“ mögen eine kurzfristige Mobilisierungsfunktion haben, der Aufarbeitung insgesamt aber sind sie abträglich.<sup>12</sup> Im Gegenteil befördern sie geradezu eine Ostalgie, die sich meist weniger aus der politischen Rechtfertigung des alten Systems nährt, sondern vor allem aus den gegenwärtigen Konstellationen: Der vielleicht selbst erlebte Zwangs-Charakter des SED-Systems verblasst dann gegenüber dem Versuch, das eigene Leben oder das

der Eltern und Großeltern angesichts der als ungerecht empfundenen Anwürfe zu verteidigen und zu rechtfertigen.

Geschichtsvermittlung sollte demgegenüber auf eine andere Strategie setzen. Wir müssen dem Ostalgiker erklären, dass viele der von ihm gelobten „Errungenschaften“ genuin verbunden waren mit der politischen Unfreiheit vieler anderer. Nur wer sich im System politisch konform bewegte, spürte seine Ketten nicht. Und wir sollten denjenigen Publizisten und Historikern, die vor allem auf Schlagzeilen aus sind, ebenfalls eine differenzierte Darstellung abverlangen und ihnen gegebenenfalls ihren Populismus nachweisen: Dass die bundesdeutsche Justiz, um nur ein Beispiel zu nennen, nur wenige Stasi- und SED-Funktionäre bestraft hat, stößt zu Recht bitter auf und verweist auch auf die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung unseres juristischen Systems. Dass Richter und Staatsanwälte aber konsequent an wichtigen Rechtsgrundsätzen wie dem Rückwirkungsverbot festhalten, spricht eher für das Funktionieren unserer Justiz als umgekehrt. Wer das im Sinne einer vordergründigen Pädagogisierung oder auch des Populismus verkürzt darstellt, ist in dieser Hinsicht nicht wahrhaftig.

Die größte Gefahr dieser Herangehensweise an Vergangenheit besteht darin, dass auf diese Weise jegliches Interesse nachwachsender Generationen erstickt wird. Wer mag es einem 16-jährigen Schüler verdenken, die verbalen, von der Presse gerne aufgegriffenen Schlagabtausche und geschichtspolitischen Skandale weniger als Suche nach einer angemessenen Interpretation der DDR zu sehen, sondern vor allem als so vordergründig auf die Positionierung im Heute ausgerichtete Debatte? Wer in diesem Stil die Kämpfe von Gestern führt, gerät leicht in Gefahr, zum geschichtspolitischen Dinosaurier zu werden.

## Virtualisierung von Erinnerung

Die Funktionalisierung von Geschichte zur Identitätsstiftung, als Waffe im politischen Geschäft oder in sonstigen Formen ist oft beschrieben und kritisch analysiert worden. Diese Geschichtspolitik alten Stils hat sich in dem Maße überlebt, wie in der nachmodernen Gesellschaft Tradition ihre Legitimitätsstiftende Wirkung verliert. Wegen des starken Wandels der Gesellschaft, ihrer Kommunika-

<sup>11</sup> Vgl. Jens Hüttmann, *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung*, Berlin 2008.

<sup>12</sup> Vgl. Hubertus Knabe, *Die Täter sind unter uns. Über das Schönreden der SED-Diktatur*, Berlin-München 2007.

tions- und ihrer Medienstrukturen lässt sich darüber hinaus eine zweite Tendenz des Umgangs mit der Vergangenheit im Allgemeinen und mit der DDR-Geschichte im Speziellen feststellen. In Anlehnung an Forscher, die sich mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus beschäftigen, lässt sich diese als „Virtualisierung“ des Gedenkens kennzeichnen. Damit ist einerseits angespielt auf den raschen Medienwandel, der historische Fragmente überall und weltweit verfügbar macht. Ihre Abrufbarkeit ist nicht mehr an Konkretionen und Kontexte gebunden. Damit eng verbunden ist eine hier nur kurz anzudeutende Veränderung in Vergemeinschaftungsprozessen in der Nachmoderne überhaupt, die durch Prozesse der Individualisierung und Medialisierung gekennzeichnet ist.<sup>13</sup> „Virtualisierung“ der Erinnerung bedeutet andererseits dann auch, dass Erinnerung an Vergangenheit in Grundzügen anders funktionieren und vor allem ganz andere Wirkungen haben kann.

Ich will den Punkt am Beispiel des Supergedenkjahrs 2009 und an der dort betriebenen Erinnerung an die DDR illustrieren: Alle Befürchtungen, es könne hier eine deutlich nationale Profilierung erfolgen, zerstoßen bald. „Über allen geschichtspolitischen Wipfeln ist Ruh“, konstatierte Karsten Rudolph bereits Ende 2009, die gewöhnliche Funktionalisierung von Geschichte, der Versuch, für sich, seine Gruppe, seine Partei darüber Identität zu stiften, schien wenig attraktiv.<sup>14</sup> Die zentrale und gleichsam regierungsamtliche Gedenkveranstaltung, das „Fest der Freiheit“, hatte in der politischen Klasse selbst wie auch darüber hinaus weniger Resonanz gefunden als erwartet. Kern des Events waren ein Stelldichein europäischer und internationaler Staatenlenker wie eine Videobotschaft des amerikanischen Präsidenten. Die „friedliche Revolution“ wurde als Verpflichtung inszeniert, „Mauern auf der ganzen Welt zum Einsturz zu bringen“, so der Berliner Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit fast unisono mit dem kurz vor ihm sprechenden französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy. Die Kultur schloss sich dem Tenor an: DJ Paul van Dyk präsentierte seine

<sup>13</sup> Vgl. dazu den historiographisch noch nicht fruchtbar gemachten Entwurf von Manuel Castells, *Die Macht der Identität. Teil 2 der Trilogie: Das Informationszeitalter*, Opladen 2003, S. 7–74.

<sup>14</sup> Vgl. Karsten Rudolph, 1949–1989–1929. *Gedenken im Zeichen der Krise*, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, (2009) 5, S. 28 ff.

Hymne zum Mauerfall „We are one“, gesungen von Johnny McDaid, von „Gänsehautatmosphäre“ berichtet die „Bild“-Zeitung. Bon Jovi rockte das Brandenburger Tor mit dem Titel „We weren't born to follow“, Star-moderator Thomas Gottschalk interviewte Hans-Dietrich Genscher und Michail Gorbatschow. Viele Redner nutzten das Geschichtsereignis vor allem zur Beschwörung überzeitlicher Werte und zu aktuellen Betrachtungen: „Freiheit“ war das beherrschende Leitmotiv.

„Freiheit“ ist ein hoher Wert, und es gibt wohl kaum einen besser geeigneten historischen Vorgang, an den es zu erinnern gilt, um dieses in Erinnerung zu rufen. Warum blieb aber trotzdem bei vielen Beobachtern ein schaler Nachgeschmack? Man muss nicht dem gesamten Gebäude der Systemtheorie folgen, um einen Gedanken für die hier angestellten Überlegungen fruchtbar zu machen: Die in hohem Maße stilisierte und auf schematische Bilder konzentrierte Thematisierung von Vergangenheit kann man funktional auch als „Kommunikationsverhinderungskommunikation“ (Niklas Luhmann) charakterisieren. Vergangenheit hat ihre Fähigkeit verloren, als Tradition Legitimität und vielleicht sogar einen Wertekonsens zu stiften. Stattdessen wird sie deshalb „nur noch in ihrer spezifischen Funktion als reduzierte Komplexität (...) herangezogen“. Vergangenheit fungiert als Element der Unsicherheitsabsorption. Diskussionen werden abgekürzt, indem von vornherein auf einen Topos verwiesen wird. Historische Rückbezüge dienen dazu, generalisierte Erfahrung zu repräsentieren.<sup>15</sup> An die Stelle von Konkretisierung, Präzision, die damit verbundenen Ebenen der Auseinandersetzung und des Gedächtnisses mit ihren unterschiedlichen Perspektiven und Akzenten tritt ein recht unbestimmt bleibendes, vor allem symbolisch verdichtetes Erinnerungsmoment. Gedenkkommunikation in einer sowohl sozial immer stärker pluralisierten wie auch mit Blick auf den Mediengebrauch zunehmend zerklüfteten Gesellschaft, so führt Mark Arenhövel den Gedanken weiter, dient dann „der Entlastung von identifikatorischer Aneignung“.<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen 1970, S. 167 f.

<sup>16</sup> Zu diesem Gedanken wie auch zum folgenden Mark Arenhövel, *Das Gedächtnis der Systeme*, in: Horst-Alfred Heinrich/Michael Kohlstruck (Hrsg.), *Geschichtspolitik und sozialwissenschaftliche Theorie*, Stuttgart 2008, S. 59–74.

Welche Weiterungen haben diese Überlegungen? Forschungen wie auch Initiativen zur Geschichtspolitik und zur Erinnerungskultur werden viel mehr als bisher in den Blick nehmen müssen, welche unterschiedlichen Funktionen die jeweils thematisierte Vergangenheit übernimmt. Im Fall von Politik und Geschichte existiert eine kategoriale Differenz zwischen der jeweils praktizierten Geschichtspolitik und der Vergangenheit. Die jeweilige Geschichtspolitik ist nahezu unabhängig von Vergangenheit. Historiker oder die Ergebnisse ihrer Arbeit kommen allenfalls als Stichwortgeber zu Gunsten der je eigenen Position oder sogar als Störenfriede in diesen Prozessen vor. Das Bild vom Historiker als „Anwalt der Vergangenheit“ trifft den Sachverhalt nicht, da seine Kompetenz – „wahr“ oder „unwahr“ mit Blick auf die Vergangenheit zu entscheiden – nicht gefragt ist. Die Vergangenheit ist ein diskursives Element im Funktionieren des politischen Systems. Der (geschichts)politische Streit um die realsozialistische Vergangenheit kann ebenso wenig wie ein anderes geschichtspolitisches Thema durch intensivierte historische Forschung oder dadurch beigelegt werden, dass die Wissenschaft nun tatsächlich die „wichtigen“ oder „richtigen“ Fragen aufgreift. Die geschichtspolitische Auseinandersetzung ist zuvörderst eine Funktion des Verhältnisses, in dem sich die Deutschen zur Berliner Republik befinden. Ihr Ansinnen oder ihr „Code“ ist nicht die Suche nach „wahr“ oder „falsch“, sondern die Nutzung des Vergangenheitsbezugs für das Heute.

Zugleich wandeln sich die Grundlagen, die Darstellungsformen und damit auch die Inhalte von Geschichtspolitik: Mit der Veränderung des Geschichtsbewusstseins in Richtung Fragmentierung, Individualisierung und Subjektivierung verbindet sich ein massiver Medienwandel, der diese Tendenz bestärkt und den Zusammenhang von Geschichte und Politik mittel- und langfristig grundlegend verändert.<sup>17</sup> In einer medial entgrenzten Gesellschaft, in der die soziale Einbettung des Einzelnen ebenso schwindet wie die globale Kommunikation zunimmt, läuft Geschichtspolitik Gefahr, zur formelhaften „Erinnerungsreligion“ zu gerinnen, die von Zeit und

<sup>17</sup> Vgl. dazu Claus Leggewie, Von der Visualisierung zur Virtualisierung des Erinnerns, in: Eric Meyer (Hrsg.), *Erinnerungskultur 2.0*, Frankfurt-New York 2009, S. 9–28.

Ort abstrahiert und sich letztlich festmacht an abstrakten Erinnerungsskulpturen. „Zurück bleibt ein entleertes, inhaltsloses Konstrukt, auf das sich vielleicht alle als gemeinsamen Bezugspunkt beziehen und verständigen können, das dabei alles Herausfordernde verloren hat und zum Kitsch wird.“ Das Gedächtnis Europas brauche aber, so hält dem Helmut König entgegen, nicht die Integration der Erinnerung in eine Gedächtnisreligion, in der sie rituell gezähmt werden, sondern umgekehrt „die Bewahrung und Öffnung von Räumen für konkrete Erzählungen und Erfahrungen“.<sup>18</sup>

## Geschichte ist konkret und komplex – und auch so zu vermitteln

Was man dem entgegenhalten kann, wird sich nicht in globalen Rezepten thematisieren lassen, sondern in der praktischen Arbeit in Schulen, Hochschulen, Gedenkstätten und Museen bewähren müssen. In diesem Sinne sind die abschließenden Überlegungen dazu, ob und wenn ja, welche „Standards“ der Geschichtspolitik etabliert werden sollten, vorläufig und fragmentarisch.

Eine Historisierung der DDR, die auch die Erfahrungsseite vieler DDR-Bürger berücksichtigt, wird nicht wie von Kritikern befürchtet auf eine Weichzeichnung ihres Diktaturcharakters hinauslaufen, sondern sowohl wissenschaftlich als auch für die öffentliche Aufarbeitung ein adäquateres Bild der DDR zu zeichnen erlauben. Anzustreben wäre, dass wir einerseits daran festhalten, Unterschiede zwischen Demokratien und Diktaturen deutlich zu benennen und infolge dessen die DDR und ihr politisches System als Diktatur, als Unrechtsstaat mit Menschenrechtsverletzungen deutlich charakterisieren: Die DDR war der langlebige Versuch, in Ostdeutschland ein nur ideologisch legitimes und in sich nicht funktionierendes Staats- und Gesellschaftsmodell aufrecht zu erhalten. Damit gingen Jahrzehnte der Unfreiheit einher. Es etablierte sich ein Zwangs- und Repressionsapparat, mit dessen Wirken permanente Menschenrechtsverletzungen einhergingen. Das brachte vielfältiges individuelles Unrecht und Leiden der Unan-

<sup>18</sup> Helmut König, *Politik und Gedächtnis*, Weilerswist 2008, S. 641.



gepassten, der Nonkonformen oder der sonst wie in die Mühlen des Unterdrückungsapparats Geratenen mit sich. Geschichtspolitisch müssen wir ihre Schicksale in Erinnerung behalten. Nicht zuletzt sind auch die Jahrzehnte nationaler Trennung und Teilung und die damit verbundenen Einschränkungen der Ost- wie der Westdeutschen unter die beklagenswerten Folgen der SED-Diktatur zu zählen. Diese – und viele weitere zu ergänzende – Fakten qualifizieren die DDR in der Summe als Diktatur und damit als ein System, das sich grundlegend von demokratischen Systemen unterscheidet.

Damit darf aber keine pauschalierende Abwertung von so zahlreichen Biografien von ehemaligen DDR-Bürgerinnen und Bürgern verbunden sein. Stattdessen, so Bodo von Borries, sei das Ziel die „Würdigung des Lebens der Menschen dort und um eine offene, gemeinsam zu gestaltende Zukunft. Dafür ist gegenseitiges Zuhören – auch wechselseitige Kritik auf Augenhöhe – erforderlich, aber nicht tatsächliche oder eingebildete einseitige Zurücksetzung bzw. Demütigung. (...) Eine historische Bildung, die für die SED-Diktatur nur die Systemgeschichte und nicht auch ihren lebensweltlichen Alltag gelten lässt, muss mit kontraproduktiven Effekten rechnen.“<sup>19</sup> Sie fördert „viel weniger die kritische Sinnbildung einer geschichtsbewussten Zivilgesellschaft als vielmehr die Aufspaltung des Gedächtnisses in ein rituelles und ein kommunikatives“.<sup>20</sup>

Dagegen sollte man Mut zur Differenzierung, zur Konkretion und auch zur Komplexität setzen. Wenn wir tatsächlich aus Geschichte in irgendeiner Form lernen wollen, dann bedarf es einiger Mühe, sich der komplexen Vergangenheit zu nähern. Spannender – intellektuell wie auch lebensweltlich herausfordernder – als die auf Abziehbilder reduzierte Präsentation von Geschichtssikonen ist diese Form der Beschäftigung mit Vergangenheit allemal.

<sup>19</sup> Bodo von Borries, Zwischen „Katastrophenmeldungen“ und „Alltagsernüchterungen“? Empirische Studien und pragmatische Überlegungen zur Verarbeitung der DDR-(BRD-)Geschichte, in: Deutschland Archiv, (2009) 4, S. 665–677.

<sup>20</sup> Martin Sabrow, Wie, der Schüler kennt den Dicken mit der Zigarre nicht?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4.2.2009.

Tobias Winstel

## Der Geschichte ins Gesicht sehen

Seit einigen Jahren ist in der Geschichtswissenschaft von einer „überraschenden Renaissance der Biographie“ die Rede. Die „Rückkehr des totgesagten Subjekts“ wird proklamiert, manche rufen gar einen „Biographical Turn“ aus.<sup>1</sup> Soweit die Experten. Und das Publikum?

**Tobias Winstel**

Dr. phil., geb. 1972; Zeithistoriker; Programmleiter des Siedler Verlags, Neumarkterstraße 28, 81673 München.  
tobias.winstel@siedler-verlag.de

Das reibt sich verwundet die Augen: War die Biographie denn jemals völlig verschwunden? Natürlich nicht, denn insbesondere beim gemeinen Buchleser stand die historische Lebensbeschreibung schon immer hoch im Kurs. Bereits im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gab es biographische Megaseller wie etwa Emil Ludwigs „Bismarck“, der es in den 1920er Jahren immerhin auf 83 Auflagen und 150 000 verkaufte Exemplare brachte. Andere – wie Ludwig nicht im engeren Sinne wissenschaftliche – Biographen wären zu nennen, etwa Theodor Heuss, der in den 1930er und 1940er Jahren einer breiteren Öffentlichkeit zunächst nicht aufgrund seiner politischen Arbeit, sondern dank seiner biographischen Werke bekannt geworden war.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war es häufig die außerakademische Geschichtsschreibung, die historische Themen mithilfe weithin beachteter biographischer Darstellungen auf die Tagesordnung setzte. Joachim Fests „Hitler“ beispielsweise war eines der

<sup>1</sup> Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, Die Rückkehr des totgesagten Subjekts, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7.5.2008. Vgl. außerdem den Bericht über eine Konferenz am Deutschen Historischen Institut Washington im März 2004, in: GHI Bulletin, 35 (2004), S. 147–155. Zur Biographik sind in den vergangenen Jahren wichtige Sammelbände und Aufsätze erschienen, zuletzt Simone Lässig, Die historische Biographie auf neuen Wegen?, in: GWU, (2009) 10, S. 540–553; Christian Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2009; Bernhard Fetz (Hrsg.), Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin 2009.

erfolgreichsten zeithistorischen Bücher in Deutschland, von dem seit 1973 in verschiedenen Ausgaben und Auflagen rund 800 000 Exemplare verkauft worden sind. Und die wohl bekannteste biographische Buchreihe im deutschsprachigen Raum, „rowohlts monographien“, in der seit 1958 inzwischen 640 Bändchen erschienen sind, brachte es bis auf den heutigen Tag auf die beeindruckende Gesamtauflage von 20 Millionen Exemplaren.<sup>f</sup>

Auch heute stapeln sich Biographien in den Buchläden, die Lebensbeschreibungen all jener „Monster, Retter, Mediokritäten“ (Hans-Peter Schwarz), die einer näheren Betrachtung wert erscheinen, werden in Rezensionen gewürdigt und für Sachbuchpreise nominiert. Historische Gestalten müssen regelmäßig ihren Kopf für die Titelgeschichten der Magazine hinhalten, und große Biographien sind nicht selten zugleich große Buchereignisse. Weltweit werden – so schätzte der „Spiegel“ vor einigen Jahren – etwa 10 000 Lebensbeschreibungen pro Jahr auf den Markt gebracht, und die deutschsprachigen Verlage tragen einen gehörigen Teil dazu bei. Zwar haben historische Bücher generell Konjunktur, also auch die systematischen Darstellungen zu einzelnen geschichtlichen Ereignissen oder Fragen; auch sie werden gelesen, zweifelsohne – doch Biographien werden verschlungen.

Wie ist das zu erklären? Zum einen mag dabei die „Rückkehr des Autors“ eine Rolle spielen, wie Peter-André Alt meint.<sup>f</sup> Renommiertere Historiker oder Publizisten, von denen sich das Publikum gerne Geschichte und Geschichten erzählen lässt, erlangen schon dadurch Aufmerksamkeit, dass sie zur Feder greifen und sich einer historischen Gestalt annehmen. Der eigentliche Reiz jedoch scheint für den Leser darin zu liegen, dass er mit einer Lebensbeschreibung in Buchform gewissermaßen etwas Abgeschlossenes in der Hand hält. Der Vorhang zu und alle Fragen offen, das hat der Mensch nicht so gerne. Er liebt es, wenn sich Kreise schließen, wenn das menschliche Drama, das vor ihm ausgebreitet wird, sinnhaft endet. Hinzu kommt, dass die Biographie den Leser mitnimmt auf einen Weg von der Wiege bis zur Bahre, komfor-

tabil kann er gewissermaßen im Sitzen ein Leben besichtigen. Die Gefahr, die freilich in dieser Verlockung liegt, hat der Soziologe Pierre Bourdieu auf den Punkt gebracht, als er mit seinem einprägsamen Begriff von der „biographischen Illusion“ vor der vermeintlichen Zwangsläufigkeit einer konsistenten Lebensgeschichte gewarnt hat. Sein erstes Gebot lautet daher: Eine Biographie darf nie nur ein schlecht getarnter Entwicklungsroman sein. Der Leser soll in sie eintauchen, zugleich aber auch wieder aus ihr heraussteigen können.

Interessanterweise hat Siegfried Kracauer die Biographie schon gegen Ende der Weimarer Republik im Bewusstsein der Krise zum einen als Fluchtphänomen gedeutet, über dem der „Glanz des Abschieds“ ruht, zum anderen als Versuch der Rettung des Individuums. Das mag auch ihren gegenwärtigen Boom zum Teil erklären. In unserer Lebenswelt, in der das Kohärente abwesend scheint und die Vielfalt der Möglichkeiten nicht nur Chance, sondern auch ein Problem der Lebensführung geworden ist, erwächst zudem beinahe zwangsläufig eine Sehnsucht nach prägnanten Lebensbildern, nach Orientierung im Guten wie im Schlechten, nach Lebensmustern. „Immer dann, wenn der Mensch zu zweifeln beginnt, d.h. wenn alte Werte wanken, neue aber erst noch gebildet werden müssen, ist die Regsamkeit im biographischen Bereich besonders groß.“ Dieser viel zitierte Satz des niederländischen Historikers und Publizisten Jan Romein findet auch heute seine Bestätigung.

## Biographik in jüngerer Zeit

Gerade der Erfolg beim Publikum aber machte die Biographie als Genre für die wissenschaftlich arbeitenden Historiker lange Zeit verdächtig. Insbesondere in der deutschen zeithistorischen Fachwissenschaft hatte sie es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schwer. Die biographische Methode innerhalb der Historiographie galt vielen als unreflektiert, theoretisch anspruchlos und antiquiert, ja geradezu als reaktionär. Eine „personalisierte Geschichtsauffassung“ wurde zum Kampfbegriff jener Epoche, die vielzitierten „menschleeren Strukturlandschaften“ kamen in Mode. Die marxistische Theorie der 1960er und 1970er Jahre lehnte das biographische Interesse als Symptom eines autoritären Blicks auf die Geschichte ab. Das Individuum sollte nicht

<sup>f</sup> Vgl. Buchreport vom 25. 3. 2010, S. 11.

<sup>f</sup> Vgl. Peter-André Alt, Mode oder Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik, in: Ch. Klein (Anm. 1), S. 23–40.

nur in der Realität, sondern auch in der Geschichtsschreibung in kollektivistischen Ideen oder subjektübergreifenden Diskursen aufgehen.<sup>4</sup> Die Konzentration auf das Leben dagegen lenke von den Bedingungen ab, so einer der gängigen strukturalistischen Vorbehalte.

Natürlich gab es auch in jener Zeit Sozialhistoriker wie den Mitbegründer der Bielefelder Schule, Jürgen Kocka, der in seinen Forschungen zur Geschichte der Arbeiter oder des Bürgertums den Faktor Person und Persönlichkeit immer mitbedachte. Doch trotz solcher „Lebensretter“ geriet die historische Biographie ins Zwielicht, denn sie stand überdies im Verdacht, unmäßig zu vereinfachen. Sie fiel schlichtweg – übrigens nicht nur unter Historikern – „unter das Verdikt politischer und intellektueller Minderwertigkeit“, wie der Literaturwissenschaftler Detlev Schöttker schreibt.<sup>5</sup> Noch zu Anfang des neuen Jahrtausends bezeichnete es die Zeitschrift „Literaturen“ dementsprechend als „akademischen Selbstmord“, wenn ein Historiker sich mit Lebensgeschichten befasste. Übrigens galt das im besonderen Maße für Deutschland, während Biographien etwa in der angelsächsischen Forschung immer Anerkennung fanden.<sup>6</sup> Dort sah man, dass nicht das Genre darüber entscheidet, ob eine historische Untersuchung ausreichend differenziert oder im Gegenteil Komplexität zertrümmert, ob sie gut oder schlecht gemacht ist – sondern der Autor, wie bei jedem anderen Werk auch.

Von einer Ausgrenzung der Biographik kann heute keine Rede mehr sein – nicht nur, weil inzwischen die marxistischen Interpretamente und die strukturalistische Modernisierungstheorie als alles erklärende Meistererzählungen obsolet geworden sind, sondern auch, weil durch den Einfluss der Kulturgeschichte Begriffe wie Erfahrung, Deutung, Vorstellung und Gefühl zu anerkannten historischen Analyseinstrumenten geworden sind. Die Zeitgeschichte zahlte für das Ausblenden der Biographik aus dem Blickfeld der wissen-

schaftlichen Relevanz allerdings einen hohen Preis: Überzeugende theoretische Überlegungen wurden zu diesem Genre über Jahrzehnte kaum angestellt und kommen erst seit kurzem in Gang; es ist durchaus bezeichnend, dass die Biographie als historische Darstellungsform in geschichtswissenschaftlichen Einführungskompendien so gut wie nicht vorkommt.

Inzwischen jedoch interessieren sich gerade auch methodisch ambitionierte Forschungsarbeiten für die subjektive Dimension der Geschichte. Die Biographie erobert sich langsam aber sicher ihren festen Platz unter akzeptierten Zugangsweisen und Darstellungsformen der Geschichtswissenschaft (zurück). Natürlich würde auch heute kein Zeithistoriker, der ernst genommen werden möchte, den Nationalsozialismus nur aus Hitler heraus erklären, „Achtundsechzig“ allein als Spielwiese Rudi Dutschkes begreifen oder die DDR mit Walter Ulbricht gleichsetzen. Doch ebenso wenig würde jemand ernsthaft bestreiten, dass diese Figuren bedeutend und wirksam für die entscheidenden Entwicklungen ihrer Zeit waren und dass eine intensive Beschäftigung mit ihrem Leben und dessen Darstellung auch in wissenschaftlicher Hinsicht lohnt.

## Der biographische Blick

Wenn man nach der Zukunft der Erinnerungskultur in Deutschland fragt, dann spielt der biographische Blick, wie man die wissenschaftlich-methodische Herangehensweise vielleicht bezeichnen könnte,<sup>7</sup> eine wichtige Rolle. Denn der Nutzen der Biographie besteht ja nicht nur darin, dass mit ihr individuelles Handeln ausgeleuchtet, erzählt und eingeordnet werden kann. Durch die Schilderung von Umwegen, Brüchen und Scheitern geraten auch die unweigerliche Kontingenz der Geschichte, überindividuelle treibende Kräfte, die Unfähigkeit des Menschen, sein Leben vollständig selbst zu beherrschen und zu gestalten, in den Blick.<sup>8</sup> Der gute zeithistorische Biograph zeichnet nicht

<sup>4</sup> Vgl. u. a. Hans-Christof Kraus, Geschichte als Lebensgeschichte, in: ders./Thomas Nicklas, Geschichte der Politik: alte und neue Wege, München 2007, S. 311–322, hier S. 315 ff.

<sup>5</sup> Detlev Schöttker, Der Autor lebt. Zur Renaissance seiner Biographie, in: Merkur, 780 (2008), S. 442–446.

<sup>6</sup> Vgl. Christian Klein (Hrsg.), Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart 2002, S. 16.

<sup>7</sup> Vgl. Tobias Winstel, Das Buch zum Leben. Ein Plädoyer für den biographischen Blick, in: Theresia Bauer/Elisabeth Kraus/Christiane Kuller/Winfried Süß (Hrsg.), Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert, München 2009.

<sup>8</sup> Vgl. Wolfgang Hardtwig, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2005, S. 11–32, hier S. 23.

nur den Lebensweg nach und kleidet ihn literarisch aus, er berücksichtigt alle Facetten der Deutung, der Sinnkonstruktion, der Lebensdarstellung, der sozialen Umwelt.

Konsequenterweise werden Gefühl und Gefühle als historische Kategorie zunehmend ernst genommen.<sup>9</sup> Da liegt es auf der Hand, dass auch die psychische Beschaffenheit von Figuren, die in die Weltläufte eingegriffen haben, zunehmend interessiert. Joachim Radkau etwa plädiert in seiner fundamentalen Max-Weber-Darstellung dafür, Leib und Seele nicht vom Werk und Wirken einer großen Figur zu lösen, denn auch historische Gestalten hätten wichtige Entscheidungen „aus dem Bauch heraus“ getroffen. Diese Sichtweise lässt sich freilich nicht nur auf einen Säulenheiligen der zeithistorischen Zunft, sondern auch bei weniger sympathischen Gestalten der Geschichte mit großem Erkenntnisgewinn anwenden. Zu denken wäre etwa an Heinrich Himmlers krude Vorstellung von „Anstand“ bzw. „Anständigkeit“ und seine notorische Bindungsstörung oder an Joseph Goebbels' übersteigerten Narzissmus und seine Sucht nach Anerkennung; schnell wird durch diese Beispiele klar, dass die Frage nach dem Persönlichkeitskern und seinen Auswirkungen auf das Handeln einer Person wichtig ist.

Die so genannte Psychohistorie, konkreter: die Psychobiographie ist freilich ein noch wenig etablierter Ansatz, der in den 1970er Jahren bereits einmal Anlauf genommen hat,<sup>10</sup> sich damals allerdings aufgrund vergleichsweise naiver Vorstellungen von historischen Kausalzusammenhängen nicht als Teilbereich der allgemeinen Geschichtswissenschaft etablieren konnte. Inzwischen sind die methodischen Überlegungen hierzu ausgereifter, und einige Arbeiten konnten der zeithistorischen Forschung wertvolle Impulse geben.<sup>11</sup> Denn

<sup>9</sup> Vgl. etwa die neuen Forschungen von Ute Frevert und Jan Plamper, online: [www.mpib-berlin.mpg.de/de/forschung/gg](http://www.mpib-berlin.mpg.de/de/forschung/gg) (13.5.2010).

<sup>10</sup> Vgl. z. B. Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971.

<sup>11</sup> Vgl. u. a. Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003; zu einzelnen historischen Figuren etwa Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008; jüngst Peter Gathmann/Martina Paul, *Narziss Goebbels. Eine Biographie*, Wien 2009 oder Joachim Casta, *Der Rote Baron. Die ganze Geschichte des Manfred von Richthofen*, Stuttgart 2007.

die Psychohistoriographie leuchtet das Leben auch über persönliche – mithin also auch private – Seiten aus. Glaube, Sexualität, familiäre Prägungen und Bindungen werden in den Blick genommen. Es geht dabei nicht um eine Schlüssellochperspektive, sondern darum, das gelebte und gedeutete Leben als historische Kategorie zu stärken.

Im besten Fall ist eine Biographie eine literarisch anspruchsvolle Darstellung, in der sich politische Strukturgeschichte und individuelle Lebensgeschichte miteinander verschränken – wie im „echten“ Leben auch. Das historische Subjekt wird erkennbar innerhalb der bewegenden Kräfte seiner Zeit, die Wechselwirkung zwischen individuellen und überindividuellen Faktoren bekommt buchstäblich ein Gesicht. Um historische Prozesse zu verstehen, müssen das einzelne Leben aus dem geschichtlichen Ganzen herauspräpariert und zugleich die Menschen im Kontext von Gesellschaft, Machtapparaten und Institutionen gesehen werden.

Das gilt auch für die Erforschung des Nationalsozialismus, denn es geht dabei um eine Epoche extremer Personalisierung politischer Macht.<sup>12</sup> So lässt sich etwa an den Machtapparaten der genannten Himmler und Goebbels ablesen, wie sehr Person und Struktur auf besonders enge, untrennbare Weise miteinander verbunden waren. Aber nicht nur, wenn wir an die Täter denken, auch wenn es um die Opfer geht, hilft der biographische Zugang. Er ermöglicht nämlich auch dann noch eine Art Geschichte in der ersten Person, wenn die unmittelbare Erinnerung an das Erlebte nicht mehr von den Betroffenen selbst vermittelt werden kann; ein Beispiel wäre Mark Rosemans viel beachtetes Buch „In einem unbewachten Augenblick“, in dem er die (Über-)Lebensgeschichte der Marianne Ellenbogen wie in einem Puzzle zusammengesetzt hat. Gerade mit Blick auf das häufig beschworene, von einigen ersehnte und von vielen befürchtete Ende der Zeitzugenschaft zur nationalsozialistischen Vergangenheit liegt in dieser Art

<sup>12</sup> Vgl. Michael Wildt, *Generational Experience and Genocide. A Biographical Approach to Nazi Perpetrators*, in: Volker R. Berghahn/Simone Lässig (eds.), *Biography between Structure and Agency. Central European Lives in International Historiography*, New York 2008, S. 143–161.

von Erinnerung der zweiten Ordnung eine große Chance.

Bei all dem geht es nicht darum, die Biographie als bloßes erinnerungspädagogisches Vehikel zu benutzen, denn sie bietet methodische Chancen und erfüllt auch handfeste wissenschaftlich-kritische Funktionen: Gendertheorie, Konstitution von Identität, Bruchlinien zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Erforschung kultureller Transfers, Ethnographie und interkulturelle Kommunikation, Erinnerungsdiskurse und Phänomene des Nachlebens – wenige Stichworte mögen genügen, um zu zeigen, dass es sich bei der Biographik um ein dynamisches und interdisziplinäres Forschungsfeld handelt, an der Schnittstelle zwischen Literatur-, Geschichts- und Kulturwissenschaften.

Der biographische Blick kann dabei helfen, „Handlungsspielräume und Möglichkeiten individueller Lebensführung exakter auszumessen“.<sup>13</sup> Die Veränderung von Sichtweisen, historische Brüche und kollektive Wendepunkte, die Zuspitzung von Ereignissen und zeitlichen Konsistenzen – all das wird auch fassbar durch das Heranzoomen an einzelne Lebenswege. Es geht also bei einer Biographie mitnichten nur um eine Persönlichkeit, sondern vielmehr um die „vermeintliche Einheit aller Handlungen eines Individuums“.<sup>14</sup> Dazu gehören auch abgebrochene Entwicklungen oder gescheiterte Lebensentwürfe, die für die Erforschung von historischen Übergangsprozessen besonders wichtig sind und jenseits der Biographik leider nur selten Eingang in die Geschichtsbücher finden.

## Das Leben und seine Konturen

Der Mensch ist ein Verweisungs Ganzes, auf gut Deutsch: Zu einem Leben gehört auch immer die Welt, die es umgibt, und das ist in einer guten Biographie immer mit inbegriffen. Eine große Chance der biographischen Perspektive liegt darin, die Schnittpunkte der vielen Bezugskreise zu nutzen, die vom einzelnen Le-

<sup>13</sup> S. Lässig (Anm. 1), S. 551.

<sup>14</sup> Thomas Etzemüller, Die Form „Biographie“ als Modus der Geschichtsschreibung. Überlegungen zum Thema Biographie und Nationalsozialismus, in: Michael Ruck/Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), Regionen im Nationalsozialismus, Bielefeld 2003, S. 71–90, hier S. 84ff.

ben ausgehen. Wer etwa eine Biographie über Rudi Dutschke schreibt, der wird bei seiner Untersuchung nicht nur mit der Person und Persönlichkeit des Studentenführers konfrontiert, sondern auch auf die Geschichte der deutsch-deutschen Beziehungen, auf Mentalitäten der Mehrheitsgesellschaft oder auf mediengeschichtliche Phänomene stoßen. Gleichzeitig wird er Begriffe wie „Lebenswelt“ und „Handeln“ als historische Kategorien ernst nehmen, soziokulturelle Kontexte und Handlungsspielräume ausloten, denn auch soziale Strukturen „existieren nicht außerhalb der Akteure, sie werden durch soziales Handeln dieser Akteure erst aktualisiert“.<sup>15</sup> So kann man dem anonymen Fatalismus, der oftmals hinter strukturgeschichtlichen Fragen lauert, ein Schnippchen schlagen. Oder, wie Ian Kershaw rückblickend über die Arbeit an seiner Hitler-Biographie meint: „Wir gehen davon aus, dass ein Individuum Wahlmöglichkeiten hat, sich entscheiden muss.“<sup>16</sup>

So tritt die Offenheit der Geschichte hervor, deren Folgen die Zeitgenossen nicht kennen oder erkannten. Auch wird die Verdichtung von historischen Konstellationen darstellbar, denn der „Totalität der historischen Strukturen“ stellt der biographische Blick „die lebensgeschichtliche Totalität des historischen Ausschnitts gegenüber“.<sup>17</sup> Gerade wenn es darum geht, historische Umbrüche zu untersuchen, kommt es darauf an, Individuen als beschleunigende oder bremsende Elemente von Transformationsprozessen in die Analyse einzubeziehen. Die technische und Kommunikationsrevolution, die demographische Explosion, die Entwicklung des Wohlfahrtsstaats, die Achterbahnfahrt der Nationalstaaten, die Globalisierung, der Wandel von Sexualität und Geschlechterverhältnissen, der Kalte Krieg und seine Folgen – all diese Entwicklungen des 20. Jahrhunderts wurden nicht nur erlebt und erfahren, sondern auch betrieben von Individuen.<sup>18</sup> Es ist so: Jeder

<sup>15</sup> Hans Erich Bödeker, Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand, in: ders. (Hrsg.), Biographie schreiben, Göttingen 2003, S. 9–63, hier S. 21.

<sup>16</sup> Ian Kershaw, Personality and Power. The individual's role in the history of twentieth-century Europe, in: *The Historian*, 83 (2004), S. 8–20, hier S. 8.

<sup>17</sup> H.-E. Bödeker (Anm. 15), S. 58.

<sup>18</sup> Vgl. Ian Kershaw, Biography and the Historian. Opportunities and Constraints, in: V. R. Berghahn/S. Lässig (Anm. 12), S. 27–39, hier v. a. S. 38.

einfache und klare Satz hat neben dem Prädikat und dem Objekt auch ein Subjekt. Ohne das ist es kein Satz, sondern Gestammel. Schulanfänger lernen als Erstes zu fragen: „Wer oder was?“ Gute Geschichtsschreibung sollte dahinter nicht zurückfallen.

## Mehr Biographie wagen

Unter dem Strich ist die Biographie also ein Genre, das wichtige wissenschaftliche Fragen aufwerfen und beantworten kann und sich zugleich beim Publikum größter Beliebtheit erfreut. Natürlich macht sie genau diese Kombination auch für Verlage besonders attraktiv, denn mit ihrer Hilfe können Gräben und Grenzen überwunden werden: Von der Wissenschaft zum sogenannten interessierten Laien, vom Forscher zum Leser, von der Fach- in die Sachbuchabteilung. Auch die Zunft der Historiker erkennt darin für sich zunehmend eine Chance. Nicht zuletzt übrigens, weil sie sich wie andere Disziplinen auch immer mehr zu rüsten hat für die visuelle und multimediale Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse. Bedeutsame Begegnungen, denkwürdige Szenen, existentielle Krisen, fundamentale persönliche Erfolge und Niederlagen, abenteuerliche Begebenheiten, rätselhaftes menschliches Handeln – alles, was das Leben merklicher Gestalten hergibt, lässt sich eben nicht nur gut aufschreiben, sondern auch darstellen.

Das gilt natürlich in besonderem Maße für das (inzwischen nicht mehr ganz so) neue Medium Internet. Wenn ein guter Teil historischer Darstellung einmal nicht mehr über bedrucktes Papier, sondern via Hypertexte, Links und Clips vermittelt wird, dann kann die biographische Darstellung ihren reichen Verweisungscharakter ausspielen.<sup>19</sup> „rowohlts monographien“ hat das bereits erkannt und wird künftig mit Filmausschnitten, Textdokumenten und Landkarten angereicherte, multimediale Biographien auf den Markt bringen.<sup>20</sup> Dieser Schritt mag auch eine Reaktion darauf sein, dass die kostenlose Konkurrenz aus dem Internet – namentlich Wikipedia – gerade den kurz gefassten Überblicksbiographien harte

Konkurrenz bietet. Aber diese Entwicklung zeigt eben auch, welche Chancen für das Genre Biographie in der digitalen Welt liegen.

Wir sollten daher beherzt den Fuß in die Tür stellen, die sich uns hier öffnet. Wir, das sind nicht nur die Historiker, sondern auch die Verlage, die Ausstellungsmacher, die Fernsehredakteure. Wir sollten uns interessieren für das Leben der Anführer und Revolutionäre, der Unternehmer und Dichter, der Täter und Opfer. Familien, Gruppen oder gar Generationen sollten in den Blick geraten; die politischen Taten oder die intellektuell-künstlerische Einzelleistung; eine bestimmte Lebensphase oder die Zeit von der Geburt bis zum Tod. Und wir sollten nicht nur das Leben der „großen“ Männer und Frauen besichtigen, sondern uns auch den Figuren der zweiten Reihe widmen, den vergessenen und aus dem großen historischen Gemälde hinausgedrängten – den Handlangern, den Spionen, den wenig bekannten Widerstandskämpfern, den Abgeordneten, den „Hexen“, den Wissenschaftlern, den Berichterstatern, den Staatssekretären, den Stellvertretern.<sup>21</sup> „Biographiert mich!“, so meint man es manchmal aus den Tiefen der Geschichte rufen zu hören, und hier stehen wir erst am Anfang. Die Kulturhistorikerin Sabina Loriga bringt es auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Il faut repeupler le passé“, die Vergangenheit müsse wieder bevölkert werden, so ihre ebenso knappe wie eingängige Formel.<sup>22</sup>

Auch wenn es schwer fällt, die Widersprüchlichkeit und Komplexität des Lebens, die sich in Lebensgeschichten spiegelt, fair zu bewerten; auch wenn Objektivität und Neutralität gegenüber einer Person im Grunde nicht zu erreichen sind: Es tut gut, wenn Geschichte bisweilen auch mit Herzblut und Verve geschrieben wird, wenn gelegentlich Bewunderung oder Abscheu die historischen Darstellungen durchwehen, wenn Dramen als solche ernst genommen und erzählt werden. Das gilt für alle historiographischen Genres, für die Biographie aber in besonderem Maße. Dann fällt es auch leichter, sich gegenüber der Geschichte zu verhalten, ihr ins Gesicht zu sehen.

<sup>19</sup> Vgl. dazu die Artikel von Christian Klein/Lukas Werner und Britt-Marie Schuster in: Ch. Klein (Anm. 1).

<sup>20</sup> Zuerst mit einer Biographie über Albert Einstein; vgl. Buchreport vom 25.3.2010, S. 11.

<sup>21</sup> Vgl. z. B. T. Bauer et al. (Anm. 7).

<sup>22</sup> Sabina Loriga, *Le petit x. De la biographie à l'histoire*, Paris 2010.

# APuZ

Nächste Ausgabe

27/2010 · 5. Juli 2010

## Jugendkulturen

*Klaus Farin*

Jugendkulturen heute

*Detlef Siegfried*

John Lennons Tod und die westdeutsche „68er-Generation“

*Michael Raubut*

Held der Arbeiterklasse: Zur John-Lennon-Rezeption in der DDR

*Silke Baer/Harald Weilmboeck/Peer Wiechmann*

Jugendkulturen in der politischen Bildungsarbeit

*Beate Großegger*

Jugend zwischen Partizipation und Protest

*Götz Nordbruch*

Islamische Jugendkulturen in Deutschland

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn



### Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz  
(verantwortlich für diese Ausgabe)  
Asiye Öztürk  
Johannes Piepenbrink  
Manuel Halbauer (Volontär)  
Telefon: (02 28) 9 95 15-0  
[www.bpb.de/apuz](http://www.bpb.de/apuz)  
[apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

Redaktionsschluss dieses Heftes:  
4. Juni 2010

### Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main

### Satz

le-tex publishing services GmbH  
Weißensefstraße 84  
04229 Leipzig

### Abonnementservice

**Aus Politik und Zeitgeschichte** ist Bestandteil der Wochenzeitung **Das Parlament**. Jahresabonnement 34,90 Euro; für Schülerinnen und Schüler, Studierende, Auszubildende (Nachweis erforderlich) 19,00 Euro. Im Ausland zzgl. Versandkosten.

### Vertriebsabteilung **Das Parlament**

Societäts-Verlag  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main  
Telefon (069) 7501 4253  
Telefax (069) 7501 4502  
[parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de)

### Nachbestellungen

IBRo  
Kastanienweg 1  
18184 Roggentin  
Telefax (038204) 66 273  
[bpb@ibro.de](mailto:bpb@ibro.de)  
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit 4,60 Euro berechnet.  
Für Unterrichtszwecke dürfen Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

### Die Veröffentlichungen

in **Aus Politik und Zeitgeschichte** stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar; sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

# Zukunft der Erinnerung *APuZ* 25–26/2010

- Jan Philipp Reemtsma*  
3–9 **Wozu Gedenkstätten?**  
Die Praxis der Gedenkstätten ist seit den 1980er Jahren ein anerkannter Sektor der Kulturpolitik. Worauf beruht dieser handlungsleitende Konsens? Wozu sind Gedenkstätten da? Es geht nicht um Erinnerung, es geht um Bewusstsein und Scham.
- Volkhard Knigge*  
10–16 **Zur Zukunft der Erinnerung**  
Gegenstand einer kritischen, handlungsorientierten Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nicht die Vergangenheit als solche, sondern die daran genährte Entfaltung einer Geschichte der Zivilität als Zivilgeschichte der Zukunft.
- Harald Welzer*  
16–23 **Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis**  
Es gilt, die Erinnerungskultur in Richtung Zukunft neu zu justieren. Die Funktion des menschlichen Gedächtnisses ist nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft her zu verstehen, was für die Erinnerungskultur zentral ist.
- Dörte Hein*  
23–29 **Virtuelles Erinnern**  
Neben Büchern und Filmen ist das Internet als Plattform zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit getreten. Insbesondere bei jungen Nutzern hat es sich als Medium zur Information und zum Austausch über Geschichte etabliert.
- Carlos Kölbl*  
29–35 **Historisches Erinnern an Schulen**  
Nach Bemerkungen zur Komplexität historischen Erinnerns werden Heterogenität als schulischer Normalfall sowie empirische Befunde diskutiert. Abschließende Überlegungen gelten pädagogischen Möglichkeiten.
- Thomas Großbölting*  
35–41 **Die DDR im vereinten Deutschland**  
Wie lässt sich die biografische Erinnerung ins Gespräch bringen mit dem tendenziell auf Delegitimierung der DDR angelegten Geschichtsbild der Politik und der historisch-politischen Bildung?
- Tobias Winstel*  
41–46 **Der Geschichte ins Gesicht sehen**  
Es gilt, den biographischen Blick als historisch-kritische Methode und die Biographie als ein Genre anzuerkennen, das Barrieren zwischen der Geschichtswissenschaft und einem Publikum jenseits der Fachwelt überschreiten kann.